Delti Ordelt

Legionäre



Legionäre

Von

Delti Ordelt

Verlag Karl Kühne, Wien – Leipzig

Zweite Auflage.

Buchausstattung: Hubert Woyty-Wimmer, Wien, III.
Druck: G. Gistel & Cie., Wien, III.
Einband: Großbuchbinderei Hermann Scheibe, Wien, III.
Format: DIN A5 (148 × 210 mm).

Die Schrift wird in der NS-Bibliographie geführt

Berlin, den 6. August 1941

Der Vorsitzende
der Parteiamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS-Schrifttums

Den Männern der österreichischen Sturmabteilungen

Vorwort

Als ich die Arbeiten zu diesem zweiten Buch meiner Trilogie »Kameraden – Legionäre – Soldaten« beendet hatte, stand die europäische Atmosphäre, zu Gewittern geballt, vor der Entladung. Heute, da ich die kleine Schrift der Lesergemeinde in die Hand gebe, stehen die Legionäre mit verschwindend kleinen Ausnahmen dort, wo sie immer standen .... an der Front.

Nichts lag mir ferner, als der Legion ein literarisches Denkmal setzen zu wollen. Dazu sind Buch und Legion zu anspruchslos. Daß es der Geschichte des ostmärkischen Freiheitskampfes an Beispielen höchster Einsatzbereitschaft und treuester Kampfkameradschaft nicht gefehlt hat, dazu haben auch Legionäre ihren Beitrag geleistet. Nur soweit der Wert der Legion verkannt oder umstritten sein sollte oder bei den Kameraden der Legion der Einblick in Härten des Kampfes in der Heimat fehlt, soll meine Arbeit, abseits jeden literarischen Ehrgeizes, Brücken gegenseitigen Verstehens bauen helfen.

Wenn nun dies Buch im nahen oder fernen Donner der Schlacht den alten Legionskameraden eine gute Stunde des Selbstbesinnens und der Erinnerung an die Kraft schicksalverbundener Kameradschaft schenkt oder den Lesern in der Heimat den Blick in das seelische Erleben der Legion zu eröffnen vermag, dann hat es seinen Zweck, einen bisher unbeleuchteten Abschnitt des Kampfes um die Heimat zu erhellen, erfüllt.

September 1941.

Der Verfasser.

In Braunau, März 1934 – Aus der Heimat vertrieben – Deutsche fliehen nach Deutschland

Seit Tagen ist schlechtes Wetter. Wolkenbruchartige Regenschauer wechseln mit dünnem Geniesel. Dicke graue Wolken treiben im Wind. Es tagt spät und dunkelt rasch.

Graue Trostlosigkeit ist ringsumher. Nur die Bäche springen übermütig aus ihren Rinnsalen und übergießen Wiesen und Felder mit trüben Schneefluten. Was an Wassern in den schmalen Bettchen bleibt, stürzt kopfüber und wild in den Inn.

Immer neue Kraft kommt aus den Wolken. Tausend Wässerchen quirlen und glucksen aus der erwachenden Erde.

Der kalte Nordwind reißt die unzähligen Regenschnüre in seine Arme, trägt sie fort über das flache Land und peitscht sie an Fenster und Dächer der Häuser von Braunau. Es ist vor Mitternacht. Ein später Gast eilt, den Kragen hochgeschlagen, über den Hauptplatz nach Hause ....

Sturm und Regen haben längst Menschen und Tiere in ihre Behausung getrieben. Nur der Inn fühlt sich wohl bei diesem Wetter und wälzt sich stolz und geschwollen unter der Brücke, die Braunau und Simbach, Deutschland und Österreich, verbindet.

»Ich bin wichtig, denn ich trenne und scheide«, klatschen seine Wellen zu den Pfeilern und stemmen sich zornig gegen die schweren Träger.

»Ich verbinde, was seit eh und je zueinander gehört«, antwortet die Brücke und trotzt ihre Brecher gegen die anrennenden Wasser.

»Hat's net was geben, da drunten?« Der Zollwächter am österreichischen Brückenende tut die Frage, neigt sich über das Geländer und lauscht in die Tiefe.

»A wo, dös Wasser ist's«, meint gleichgültig sein Herr Kollega.

»S' is scho a schiachs Wetter«, stellt der andere fest, als er sich überzeugt und beruhigt hat.

»A schiachs Wetter? A ganz a verfluchts, elendiges Sauwetter is das! Kan Hund tat i auf d'Straßen jagen!« So protestiert es empört aus dem im hochgeklappten Mantelkragen verschwundenen Kopf und die zorngeballten Fäuste versenken sich tief in die Manteltaschen.

Still und leer liegen nach diesem kurzen Wortwechsel Brücke und Hauptplatz. Der Wind schlägt ab und zu einen Fensterladen knallend an die Hauswand. Da und dort blinzelt vereinzelt ein mattes Licht. Braunau schläft. Nur der Regen regnet seine Tropfen unermüdlich und hoffnungslos. Die Zollwächter gehen schweigend und verdrossen ihren Dienstgang.

»Einmal, da war's ein schöner und ruhiger Dienst auf dera Bruck'n.« Der schmerzliche Ton und ein tiefer Seufzer unterstreichen die Glaubwürdigkeit dieser Feststellung.

»Ja, einmal! Bis der Hitler ....«, den Rest der beabsichtigten Erklärung verschluckt der Herr Kollega und schüttelt verständnislos seinen Zollwachterkopf. Resigniert schiebt sich die Unterlippe vor, die Hände öffnen sich zur verzichtenden Gebärde.

»Da kannst nix mach'n«, brummt er abschließend.

»Weiß i ja. Aber nie ka Ruh hast mehr. Alleweil is was los! Immerfort lebst in der Angst, daß d' a Nas'n kriegst, weil die Nazi was tendieren und du merkst es zu spät!« Das

ganze Unverständnis einer treuen Beamtenseele gegenüber der neuen Zeit liegt in diesen wenigen Sätzen. Dann schweigen sie und tappen nachdenklich im Dunkel weiter ....

Sie haben nicht unrecht, die beiden, denn es ist eine schwere Zeit im Frühjahr 1934 ....

Nur Herr Dollfuß und Konsorten wollen ihre Zeichen nicht erkennen ....

Zwölf Schläge der Turmuhr schrecken die Zöllner aus ihren Gedanken. Die letzten Lichter verlöschen. Dann schiebt der Mond für Augenblicke sein Gesicht durch die jagenden Wolkenfetzen und blickt auf die Stadt und die quietschnassen Wiesen und Felder. Für Sekunden spiegelt sich seine trübe Scheibe in den tausend Wasserlacken und den überschwemmten Gräben, die kreuz und quer den Grund durchziehen.

Dann ist wieder finstere, regentriefende Märznacht ....

Wenn aber plötzlich Wind und Regen ihr wildes Spiel einstellen und es ist, als ob die Nacht den Atem anhielte, dann hört man durch das Rauschen des Inn ein Plantschen in den unzähligen Pfützen und ein Fluchen, daß Gott erbarm!

Eben blinzelt der Mond wieder zwischen dicken Wolkenballen, als Gestalten auftauchen, die durch den morastigen Grund querfeldein dem Inn zueilen.

Voran ein großer Kerl mit tief ins Gesicht gezogenem Schlapphut. Dichtaufgeschlossen vier Männer, deren Fluchen hin und wieder zu vernehmen ist.

Mit wortlosen Gesten warnt der Große vor Gräben und Lacken. Die sicheren, raumgreifenden Schritte lassen unschwer den Ortskundigen erkennen.

Zwei Stunden sind die Männer unterwegs, als der an der Spitze plötzlich verhält.

»Noch weit?«, will einer mit blondem Vollbart wissen.

»Halbe Stunde noch. Aber jetzt wird's schon besser. Schön war er ja net, der Weg bisher, aber sicher«, meint leise lachend der Große.

»Auch schon a Weg? Bis zum Bauch bin i naß, wie a Wickelkind«, flucht einer.

»Das geht net anders«, tröstet ihn der Einheimische.

»Die Nacht is schon gut so. Alleweil müßt's so sein, wenn i unsere Leut umiführ. Oft in der Woch'n bring ich s' runter zum Inn, bald da – bald dort. Aber erwischt haben s' uns noch nie, die Sakramenter! Na und wenn ....«, er lacht und klopft liebevoll auf das große Schießeisen an seiner Seite.

»A Zigaretten vielleicht?« wird vorsichtig gefragt.

»Nix, damit müßt's scho warten, bis drüben seid's«, und der bestimmte Ton der Antwort verweist jede weitere genießerische Anwandlung ins Märchenland.

Kurz nur ist die Rast, die er ihnen gönnt. Wortlos setzt sich der Lange in Bewegung. Rasch verschlingt sie neuerlich die Nacht. Zurück bleiben nur die Eindrücke ihres Schuhwerks, die sich mit rieselnden Wassern füllen ....

Diesige Nebel ziehen am Boden.

»Vom Wasser her kommt er«, raunt, den Kopf zurückwendend, der Führer. Da ist auch schon das Rauschen des Inn vernehmbar ....

»Grenze!« zuckt es plötzlich dem Bärtigen durch den Kopf. »Jene unsichtbare Wand, die irgendwie aufgerichtet wurde, um Menschen voneinander zu trennen, die aus unfaßbaren Gründen nicht zusammengehören dürfen. Seit hundert und aberhundert Jahren sprechen sie diesseits und jenseits die gleiche Sprache, haben gleiche Sitten und Bräuche.«

Daran muß der Bärtige denken und hat alles doch schon tausendmal gehört und gelesen, aber noch nie so empfunden,

wie in diesem Augenblick. Nie zuvor ist ihm die ganze Tragik seines Volkes so erschütternd zu Bewußtsein gekommen, als jetzt, da er verfolgt und gejagt mit den Kameraden heimlich über die Grenze muß ....

War's nicht gestern, da er, der Gustl Lindner, den Kameraden in Klagenfurt die Hand zum Abschied gab und nun mit Fritsch, den er in Linz traf, hinüber will? ....

So schwer hat er sich das nicht gedacht. Jahrelang haben sie gekämpft und sollen nun bei Nacht und Nebel die Heimat und die Kameraden verlassen ....

»Der Inn!« hat es da plötzlich vor ihm leise gerufen. Alle stehen sie und lauschen vor und in sich.

Im Dunkel baut sich ein Damm auf und dahinter rauschen und gurgeln reißende Wasser.

»Das also ist die Grenze«, Fritsch sagt es und seine Stimme klingt fremd.

»Ja«, bestätigt einer trocken.

Nur Lindner nickt und schweigt. Starrt dann zurück in die Finsternis. Schließt die Augen und vor ihm stehen die trutzigen Berge der Heimat, die rebellischen Menschen, die dunklen Wälder, frühlinggrüne Wiesen, der See ....

»Das tut gut, gibt Kraft, macht stolz und hart. Wir haben unsere Pflicht getan und können ruhig in aller Augen schauen. Vor uns liegen neue Wege, aber dasselbe Ziel und die gleichen Pflichten«, sagt sich Lindner.

Dann kriechen sie über große Steinblöcke den Damm hoch, überqueren einen schmalen Weg und verschwinden. Liegen kurz nachher ganz unten beim Wasser eng beisammen, naß, müde und frierend ....

»Halb Zwei ist's«, raunt Fritsch zu Lindner und versorgt

die Uhr mit dem leuchtenden Zifferblatt wieder umständlich in der nassen Hosentasche.

»I glaub', meine Füß' san scho im Wasser«, flüstert einer.

»Da ziehst s' halt wieder 'raus«, belehrt ihn Lindner.

»Blöder Kerl!« mault es gekränkt zurück, aber die langen Beine werden doch unter den Bauch gezogen und ein zufriedenes Grunzen wird hörbar.

»Pst!« tut plötzlich ihr Führer und deutet zum Damm hoch.

Sie lauschen angespannt .... Schritte werden hörbar .... Taschenlampen leuchten auf und suchen zum Wasser hinab mit blendenden Strahlen. Platt an das Gestein gepreßt liegen mit klopfenden Herzen die Kameraden. Wird sie die Patrouille entdecken? Sollte ihr Vorhaben im letzten Augenblick vereitelt werden?

Ein höhnisches Lachen kommt von oben, dann sind die Gestalten wie ein böser Spuk wieder im Dunkel untergetaucht.

»Der Teufel soll euch holen!« brummt einer und richtet sich aus seiner unbequemen Lage auf.

»Wenn die uns erwischten, hätten s' ganz schön verdient. Für jeden von uns, den die Patrouillen der Heimwehr oder Sturmscharen beim Versuch, die Grenze zu überschreiten, fangen, zahlt die Polizei eine Prämie«, berichtet schmunzelnd ihr Führer.

»Und für uns gäb's zuerst Prügel und dann Wöllersdorf oder Kaisersteinbruch«, ergänzt grinsend Fritsch.

»Was noch gefehlt hätte«, meint Lindner, »bin erst vor acht Tagen freigegangen.«

Dann schweigen sie wieder und jeder spinnt für sich diese Gedanken weiter. Der kleine Dicke in ihrer Mitte bringt es wahrhaftig fertig, leicht zu schnarchen und hält erst ein, als

ihm sein Nachbar neiderfüllt das Knie in die Seite stößt. »Na«, grunzt der verschlafen und umschlingt den Steinblock fester, der ihm als Kopfpolster dient. Schmatzt hörbar mit den Lippen, wie kleine Kinder, die im Schlaf gestört werden, und sägt tief und vernehmbar weiter.

»Blaß vor Neid könnt' man werden, wenn man den Kerl schnarchen hört«, meutert Fritsch.

»Aber nur kan Neid! I kann a net schlafen, mir rutschen schon wieder d' Füß ins Wasser«, beruhigt ihn sein Nachbar, um sich dann endgültig den Damm hinaufzuziehen.

»Wie ein Seehund«, stellt Lindner fest und schiebt dabei einen spitzen Stein energisch zur Seite, der ihn seit längerer Zeit gegen den Magen gedrückt hatte.

In diese sonderbare nächtliche Unterhaltung tönt plötzlich ein dünner Pfiff vom Wasser her.

»Fiihhh«, pfeift der Große zurück und da schiebt sich aus Wasser und Nebel die Spitze eines Paddelbootes.

»Simbach!« ruft es leise, »Braunau!« gibt der Lange zurück.

Wenige Sekunden darnach dreht das Boot bei ....

»Wieviel hast denn heut'?« kommt die erste Frage.

»Viere!«

»'s Wasser is gut, da nehm' i zwei und zwei.« Reicht dann Pakete mit Zeitungen und Druckschriften. Immer mehr und mehr stapelt der Große vor sich auf, bindet alles zu einem Bündel, um es dann auf den breiten Schultern nach Braunau zu tragen.

»Die Sachen kriegt heute der alte Grießer zur Verteilung«, bemerkt der im Boot, ehe er die ersten Zwei zum Einsteigen auffordert.

Wortloses Händereichen, ein leises Knirschen des Ruders

beim Abstoßen und das Boot verschwindet geisterhaft wie gekommen im Nebel.

Lindner und Fritsch sind mit ihrem Führer zurückgeblieben .... sitzen, die Knie hochgezogen, und starren über das Wasser den Kameraden nach.

»Wie seltsam und doch selbstverständlich ist das alles«, überlegt Lindner. »Vor wenigen Stunden kannten wir uns kaum und wären jetzt bereit, in jeder Lage einander zu helfen und zu schützen. Wie armselig sind doch die Kerle, die dieser Regierung Häscherdienste leisten und mit ein paar Schillingen sich den Verrat am eigenen Volke bezahlen lassen. Die Arbeitslosen, diese armen Teufel, könnte man noch verstehen. Vielleicht tun es einige wirklich aus Not und Hunger, vielleicht schreien in den feuchten Kellerwohnungen Kindermünder nach Brot ....

Manch einer der Arbeiter, auf die ein Dollfuß und Fey in den Februartagen schießen ließ, mag den Glauben an die Versprechungen seiner Parteibonzen verloren haben. Viele mögen verbittert und enttäuscht sein. Und leben mußte man schließlich ....!«

»Die kennen wir«, denkt Lindner weiter. »Sie verhielten sich noch immer anständig, prügelten, stahlen und plünderten nicht.

Aber das Gesindel um Starhemberg! Brutal und anmaßend, saufend und hurend .... Ein Zellburg in Graz .... ein Oberst Barger als Sicherheitsdirektor in Kärnten, ein Polizeimajor Wunsch in Klagenfurt.

Und ein Guido Zernatto ....! Der sich als gutgetarnter Nazi gab, seine Gedichte im Reich verlegte, Gelder einstrich und täglich und stündlich Verrat übte ....! Mit diesem Kerl stand ich einmal Schulter an Schulter im Freikorps«, denkt

Lindner erbittert. »Damals glaubten wir an ihn und ahnten nicht, daß alles Geltungsbedürfnis und Geldgier war. Aber jetzt, als ich ihn in Wien auf der Flucht traf und er mir mit Polizei drohte, da offenbarte sich die ganze Niederträchtigkeit seiner Gesinnung .... So sehen diese Brüder aus, die morgens auf den Knien durch die Kirchen rutschen, untertags ein Volk im Namen Gottes regieren und abends saufen und huren .... und mit ihnen laufen Tausende von sanften Dienern einer »gottgewollten« Staatsautorität. Auch die sogenannten »Nationalbetonten«. Vor dem Parteiverbot, da kamen sie noch in unsere Versammlungen, kauften auch mit verständnisvollem Augengezwinker einen »VB« beim werbenden SA-Mann und heute? Heute ist es, ach, so peinlich von einem dieser Nazi gegrüßt zu werden. Empörend, wenn der Mitgliedsbeitrag kassiert werden soll. Was diese Konjunkturathleten wohl machen werden, wenn dieses Österreich einmal erwacht? Ob sie sich schämen werden? ....«

Dabei muß er lachen, der bärtige Lindner, weil einer dieser Gesellen vor seinem geistigen Auge in seiner ganzen Dreckigkeit ersteht. Wie sagte doch der liebe Parteigenosse? »Das müssen Sie doch einsehen, Herr Lindner, ich kann nicht mittun. Meine Stellung und meine Familie wären gefährdet. Es wäre gar nicht auszudenken, wenn man mir daraufkäme!«

»Ach, sieh' doch einer an! Unsere Existenz, Familie und Gesundheit gilt wohl weniger?« hat er diesem sonderbaren Zeitgenossen damals empört zur Antwort gegeben.

»Es ist ja zu blöd«, entfährt es ihm so laut, daß die beiden ihn verwundert anblicken.

»Was hast denn?«, will Fritsch wissen.

»Nix!« macht Lindner und tut mit der Hand eine belanglose Geste.

Der Lange hat sich aufgerappelt, reibt sich die Augen, gähnt und knackt mit den Fingern. Dann schütteln ihn Kälte und Nässe ....

Plötzlich liegt lautlos wie zuvor das Boot vor ihnen.

»Tummelt's euch!« kommt kurz der Befehl.

»Ich dank' dir«, sagen die beiden und reichen dem Großen die Hände.

Sie verstehen sich ohne viel Worte.

»Nix zu danken. Kommt's gut rüber. Viel Glück! Heil Hitler!«

Dann haben die Wellen das Boot gepackt und reißen es mit sich fort, hinein in den Nebel .... hinüber zum anderen Ufer .... nach Deutschland ....

Die große Kameradschaft der Legion – Fahrt ins Lager – Lagerleben – Emigrantenlos – Erste Fäden zur Heimat

».... Wir sind Österreichs Legionäre,
die den Tod und den Teufel nicht scheu'n ....«

Wenige Tage später klappern in einer Abendstunde frischgenagelte Legionärsstiefel auf dem Pflaster der Neuhauserstraße in München. Lindner und Fritsch sind es, die durch die belebte Straße dem Bahnhof zumarschieren.

Neu ist die Uniform, steif und bockig das Koppelzeug und der volle Tornister, der ihre Habseligkeiten birgt. Drei Tage München, voll Hast, überwältigenden Eindrücken und dem stürmenden Rhythmus einer neuen Zeit, liegen hinter ihnen. Meldung bei der Dienststelle, Zuweisung in die Franziskanerkaserne, Vorsprache bei der Gauleitung, Einkleiden, zwischendurch eine Maß im Hofbräuhaus.

Lindners Bart ist gefallen, die Haare sind, wie beide unter Protest feststellen, »über'n Hefen geschoren worden«.

Der Legionär ist zu dieser Zeit in den Straßen Münchens bereits ein Begriff geworden. Wenn vielleicht nicht immer ein guter, so lag die Schuld sicherlich nicht in jedem Fall an ihm .... Das haben die beiden mit wachen Augen und feinem Fingerspitzengefühl rasch erfaßt. Es war sicher nicht alles Gold, was glänzte in der Legion. Auch »Talmi« war darunter ....

Sie selbst haben die Kerle kennen gelernt, diese größenwahnsinnig gewordenen Zwerggeister. Einen, der von nie vollbrachten Heldentaten erzählte, den anderen, der an=

maßend wurde, weil ihm der blinde Zufall einen Sessel unter den Hintern geschoben hatte, er an einem Schreibtisch sitzen durfte und nun meinte, er wäre wirklich wer. Noch einige, die herübergewechselt waren, weil ihnen lächerliche acht oder vierzehn Tage Arrest gedroht hatten .... Vielleicht waren welche auch nicht immer angenehme Gäste im Hofbräuhaus, taten des Guten zuviel, krakeelten und balgten sich. Aber Hand aufs Herz! Das hatte es ohne Zweifel in München schon gegeben, ehe der erste Legionär das Münchner Pflaster mit seinen Stiefeln trat ....

So ungefähr sind die stummen Selbstgespräche, die Fritsch und Lindner führen.

Haben denn die, die da urteilten und verurteilten, auch versucht, sich in die Schicksale dieser Tausende hineinzudenken, die ihren Weg durch München in die Lager der Legion nehmen mußten?

Aber schließlich sind es auf beiden Seiten so wenige, die Ärgernis geben, daß es kaum der Mühe wert ist, sich dadurch die Stimmung verderben zu lassen.

Die anderen aber, deren Weg auch durch harte Jahre des Kampfes geführt hatte, selbst mit eingeschlagenem Schädel in den Kliniken lagen und die Arreste des Systems bevölkert hatten, die verstanden sie und das genügte.

Die Männer mit den blauen Spiegeln der SA, die Männer der Schutzstaffel und die alten politischen Leiter, sie wurden das Bindeglied zur neuen Heimat der Heimatlosen ....

Da verblassen die aufreizenden Figuren, die ihre Pfoten nicht zum deutschen Gruß heben können oder stur ihr »Grüaß Gott!« blöken. Lächerliche »Übergangszeit-Genossen«, die der Legion den Namen »Geißel Gottes« gaben ....

Das kreist mit all den tiefen Eindrücken in ihren Schädeln und wollte erst verdaut sein ....

Aber da weitet sich bereits die Straße zum Bahnhofsplatz. Das viele Licht treibt die dummen Gedanken aus den Köpfen. Knapp rettet beide ein Sprung vor der einbiegenden Straßenbahn, aber nicht mehr vor dem erzürnten »Ös g'scherten Hammeln, ös g'scherten«, das ihnen der entrüstete Motorführer nachruft.

Einige rasche Schritte bringen sie vor den Bahnhofeingang. Der alte Portier weist ihnen den richtigen Bahnsteig. »Ös seid's neuche Lögionäre«, nickt er ihnen verständnisvoll zu.

Am Bahnsteig, da gibts noch welche »von denen g'scherten Hammeln«, lacht Lindner, auf Kameraden zeigend, die vor dem Zug stehen. Unter lautem Geklapper der mit Hufeisen beschlagenen Stiefel wird der Sturmführer Lindner gegrüßt. »Heil Hitler! Sturmführer«, ist noch lange nicht selbstverständliche Gewohnheit geworden. Daheim, da gibts einige Wochen Arrest für derlei Selbstverständlichkeiten, muß Lindner denken und lächelt vor sich hin. Dann reicht er den Kameraden die Hand und plötzlich ist es, als wären sie alle alte Bekannte. Das Kleid und das gemeinsame Schicksal hat in wenigen Augenblicken alle Schranken beseitigt und alle unvermittelt gepackt, nähergebracht und zusammengeschweißt.

»Fünfzehn Mann«, zählt Lindner, als sie sich in dem großen Abteil verstaut haben. Fünfzehn junge Menschen aus allen Teilen Österreichs, die nichts haben als ihren Glauben an den Führer. Hinter ihnen liegt das Zuhause in Wien, Steiermark, Kärnten oder Tirol, in Linz oder Salzburg. Vor ihnen ein neuer, unbekannter Weg, den sie entschlossen sind zu marschieren mit den tausenden anderen Kameraden in

blindem Vertrauen auf den einen, dem sie sich in Leben und Tod verschrieben haben.

Mit diesen Gedanken hat der Geist der Legion den Sturmführer Lindner erfaßt, ohne daß er es selbst ahnt. Jener Geist, von dem er noch viel und oft hören wird. Ob er ihn noch einmal mit derselben klaren Eindringlichkeit verspüren wird, muß die Zukunft weisen ....

Der Zug rückt, pfaucht und prustet aus der Halle, rollt in den Abend hinein und führt sie ihrem Schicksal entgegen ....

War bisher Stille im Abteil, so löst das Lärmen des fahrenden Zuges die Zungen und in ungezählten Fragen und Antworten spiegelt sich ein kleines Bild der Legion wider.

»Wo bischt denn her?« fragt nach einiger Zeit der blutjunge blonde Kerl, mit einem Kopf, der jedem Rassekenner helle Freude bereiten würde, und sieht Lindner an.

»Aus Klagenfurt. Und du bist ungefragt aus Tirol«, lacht der. Daß sie sich duzen, gehört zu einer der vielen Selbstverständlichkeiten der Legion.

Nun ist der Bann gebrochen, auch Fritsch fragt und erzählt.

Nur Lindner spricht wenig, aber es entgeht ihm kein Wort der Erzählungen und Schilderungen. Er ist weitaus der Älteste unter ihnen und schaut in die Herzen dieser jungen Menschen, die nur der Hände bedürfen, die sie formen und leiten ....

Seine Gedanken fliegen weiter ...

Hier die ganze Arbeitskraft einsetzen können, erziehen, bilden, führen .... Eine Aufgabe, die wert ist, erfüllt zu werden.

Während ihr Zug in eilender Hast gegen Norden in die bayrische Ostmark rattert, verlangt die Nacht ihr Recht. Es

wird ruhig. Lindner aber kann den Schlaf nicht finden. Er mustert scharf die im Schlaf entspannten Gesichter ....

Seine schmale Gestalt schmiegt sich in die Fensterecke, feingliedrig und schlank. Unruhiges Licht zuckt über sein blondes Haar, das in leichten Wellen sich um die Stirn schmiegt. Ein paar helle, graue Augen beleben dieses Gesicht, das, seit der Bart fiel, alles Weiche verloren hat.

Wenn Lindner lacht, blitzen Reihen tadelloser Zähne zwischen den meist fest verschlossenen Lippen, die Nase bricht im scharfen Knick unter der Wurzel fast senkrecht herab und gibt dem Gesicht jenes Verwegene, das manchem Landsknecht des Dreißigjährigen Krieges eigen war. Daß er Maler und Künstler ist, verraten nur die schmalen, langen Hände.

Einer von denen war er, die der Krieg in entscheidenden Jahren traf, formte, härtete und die Erkenntnis gab, daß der einzelne nichts – die Gemeinschaft alles bedeutet. Jetzt stand er mitten darin in dieser Gemeinschaft. Jahrelang nach dem Krieg hat ihn das Schicksal herumgetrieben, als Soldat ohne Fahne .... Dann schenkte ihnen einer wieder dies Symbol der Treue ....

Nun umschlossen die Fäuste den blanken Schaft einer Fahne, ihrer Fahne! Es lohnte sich endlich wieder zu leben als Soldat ....

Lindners Gedanken sind weit zurückgeglitten, die Augen sind geschlossen, wie in Augenblicken, da vor seinen Sinnen Bilder erstehen, ehe seine Kunst sie auf die Leinwand bannt.

So war es auch, da sein letztes Werk Form fand als Ausdruck seines eigenen und seines ganzen Volkes Sehnen:

»Gigantisch groß im Hintergrund, im öden Grau ein Fabriksgebäude, im Vordergrund ein Arbeiter, der das Fa-

brikstor mit der Kraft seiner Arme aus den Angeln weitet, zum sonnendurchfluteten Tag .... zur Freiheit ....«

»Noch muß die Wirklichkeit ein Traum bleiben«, überlegt er. Und Traum muß vorerst auch die Vision bleiben, die ihm die Stunde eingibt:

Braune Marschkolonnen der Legion im blühenden Frühlingsland, der strahlenden Fahne folgend. Tausend und abertausend junge Menschen mit leuchtenden Augen und heißen Herzen, zusammengeballte Kraft, ein unlösbares Ganzes, zu jedem Einsatz bereit. »Des Führers Legionäre auf dem Marsch in die freie Heimat.«

Aber er weiß, dieser Tag kommt einmal und sein bestes Können, seine ganze künstlerische Gestaltungskraft werden dieses Bild schaffen .... einmal ....

Eine gute Stunde Fußmarsch vom Bahnhof Welden liegt die Irrenanstalt Wöllershof in der bayrischen Ostmark. Durch niederen Wald führt die Straße in breitausladenden Serpentinen zu dem sanften Rücken, wo zwischen Bäumen und Rasen gebettet die villenartigen Objekte der Anstalt bisher ein beschauliches Dasein geführt haben. Seit geraumer Zeit hat die drückende Atmosphäre geistigen Elends einer Stätte körperlicher und geistiger Ertüchtigung weichen müssen. Die Lehrstandarte der österreichischen Legion hat hier Unterkunft bezogen.

Manchmal, da könnte man wohl meinen, die derzeitigen Insassen wären arme Irre. Besonders wenn, wie heute, der sehnsüchtig erwartete Zahltag ist.

Noch ist es aber nicht so weit. Kaum graut der Tag. Hinter dem verschlossenen Einfahrtstor trabt der Posten durch den

feuchtkalten Morgen. Im Wachzimmer klöhnt die Freiwache und am Telephon schnarcht den leisesten Telephonistenschlaf der glatzköpfige Willibald Greßl. Den Drahtzaun um das Lager entlang bewegen sich die Wachen mit geschultertem Karabiner.

In den Unterkünften der Stürme aber, Bett über Bett, »pfeiffen« tausend Legionäre, träumen von der Heimat, vom Dienst, vom Diandle, von Kampf und Sieg ....

Sechs Uhr!

Scharfe Trompetensignale zerreißen diese Idylle .... Heraus aus den Betten .... Hinein in die Waschräume .... in Uniform und Stiefel .... Kaffee geholt, gelacht, gesungen und geflucht .... die Zeit ist kurz bemessen.

Schon sind die Stürme angetreten.

»Stillgestanden! .... Zur Meldung! .... Die Augen links! .... Augen gerade aus! Heil Kameraden! Heil Sturmführer! .... Rührt euch! ....

Kommandos fliegen .... Haken knallen .... Stiefel stampfen .... Marschtritte klopfen ....

Ein Lied klingt auf ....

»Heimatberge in weiter Ferne, seid
gegrüßt aus deutschem Land.
Schon marschieren Legionäre mit der
Waffe in der Hand.
Und daheim in stiller Kammer weint
ein blondes Mägdelein,
Schaut zum Himmel, fragt die Sterne,
wann wird er wohl bei mir sein?

Blondes Mägdelein sei nicht traurig,
daß ich fern der Heimat bin.
Ich kämpfe unter Hitlers Fahnen,
für ein freies deutsches Wien.
Seid gegrüßt ihr stolzen Berge,
Vaterland mein Österreich,
Denn wir kämpfen für Deutschlands Ehre,
für ein großes deutsches Reich.«

Täglicher Gruß an die Heimat ist dieses Lied .... Täglich aufs neu Gelöbnis der Kampfbereitschaft. Oftmal gesungen, wühlen die Lieder doch zutiefst auf .... immer wieder. Zerbrechen im scharfen Rhythmus den Morgen und verhallen im Wind ....

Sechs Wochen ist Lindner im Lager, seit zwei Wochen führt er einen Sturm .... kein bequemer, aber ein guter Führer ....

Willibald Greßl grient, als Lindner mit seinen Männern zum Tor hinausmarschiert, lümmelt im kleinen Fenster des Wachgebäudes, zieht eine Grimasse und denkt »Leck Arsch« .... Wenn es nicht unbedingt sein muß, kann er leicht und gerne auf diesen Dienst verzichten. Er kennt ihn zur Genüge noch vom Lager Lechfeld her. Wie hieß es doch? »Auf .... nieder! Bis zum Waldrand marsch – marsch! Nieder .... robben! .... Kopf einziehen! .... Arsch durchdrücken! .... Ellbogen einsetzen! .... Auf, marsch – marsch! .... Auf die Bäume! .... Singen! .... Na, war das ein Schliff! .... Am Baumast, mit japsender Lunge, zitternden Knien und dann noch schön und laut singen. .... Nee, danke! Bei mir nicht!

Gott, was haben wir da geflucht und unsere Ausbildner

verwünscht. Wie elend hätten die zugrunde gehen müssen, wenn nur ein Bruchteil unserer frommen Wünsche eingetroffen wäre....«

Nachdenklich kratzt sich der Willibald den Schädel....

»Aber feine Kerle waren sie doch, diese Polizeioffiziere«, stellt er mit aufrichtiger Sachlichkeit fest. Sie konnten was und waren außer Dienst die besten Kameraden. Sie verlangten im Dienst nichts, was sie nicht selbst vorgemacht hätten .... Haben wir nicht beinahe geheult, als sie fort mußten? Gab es nicht Negeraufstand und Meuterei, als sie gingen? Ja, Gott sei's geklagt, so war sie, diese biestige und doch schöne Zeit der ersten Ausbildung....

Und der Greßl mustert die zwei Finger seiner linken Hand, die damals, na, lassen wir's gut sein, gerade noch hängen geblieben.... »es geht ja schließlich um mehr, als um verlorene drei Finger«, knurrt er sich selbst an.

»Willi, heut' gibt's Geld!« erinnert einer der Wache.

»Ach, du lieber Gott, das auch noch«, jammert der zurück. »Hättest mich bloß daran nit erinnert, du Dolm. Am schönsten ist's, wenn der Zahltag vorbei ist. Kommt doch nix G'scheites raus.«

Dann legt er sich einen geistigen Kontoauszug blitzartig vor und der hat es, bei Gott, in sich. Fünf Mark gibt es alle zehn Tage.

Ab davon: 1,80 in der Kantine,
0,60 beim Greißler,
1,00 für Zigaretten,

»bleiben genau eine Mark und sechzig kugelrunde Reichspfennige«, sagt er laut. »Zum Verdursten zuviel und zum Trinken zu wenig.«

»Gel, du, a Zulag müßt's geben beim Telephondienst!« hänselt gehässig der U. v. D.

»Du henk' dich auf und pflanz dei' Großmutter«, mault der Willi zurück, haut den Hörer auf den Tisch, stelzt hinaus und verschwindet Richtung Kantine ....

Mit der nachdenklichen Miene eines Bankrotteurs starrt er vor sich hin. »Ob ich nicht doch die Goiserer verkaufe? Die schönen Goiserer! Fünfzig Schilling haben sie gekostet. Sind prima österreichisches Bundesleder.«

Anhänglichkeit und Genußsucht kämpfen einen Kampf auf Leben und Tod in seiner Brust. Einer der zwei Finger seiner linken Hand zählt die Knöpfe am Rock: »Soll i – soll i net?« .... »Soll i net?« geht das Spiel aus .... Aber der Willi ist erfinderisch, es gibt noch Knöpfe genug an der Uniform .... und er zählt solange, bis: »Soll i?« dabei herauskommt ....

Mit jähem Ruck macht er rechtsum und eilt der Küche zu, denn dort hausen die Magnaten ....

Im Gulaschdampf des werdenden Mittagessens feilscht und handelt er, daß polnischen Juden die Galle aufsteigen müßte vor Neid .... Schließlich ist das Geschäft perfekt. Sieben blanke Märker klimpern in seiner Hosentasche und damit ist auch bessere Laune bei ihm eingekehrt. Eine Mark erhält der brave Tiroler, der ihn vom Telephondienst ablöst, und dann sitzt der Willi allein in der Kantine. Ganz hinten im finstersten Winkel .... allein mit bitteren Sorgen und seinem Bier – noch einem Bier und noch einem.

Es weiß ja keiner, daß daheim die alte Mutter werkt und schafft, um das Erbe des Vaters den Söhnen zu erhalten.

Alle drei sind sie draußen im Reich .... Siebzig Jahre ist die Mutter alt und kämpft, wie nur ein Mutterherz ringen

kann für ihre Buben. Allen Schikanen, Gemeinheiten und allem Boykott zum Trotz steht sie von frühem Morgen bis in die späte Nacht im großen Geschäft .... die welken müden Hände drehen und wenden jeden Groschen .... Ihr Mund versagt sich alles .... für die drei Buben ....

Und er, der Älteste, sitzt nun hier und kann nicht helfen .... Sitzt hier und säuft, versäuft seine Sorgen ....

»Wie lange noch?« denkt sein Kopf .... ehe er auf die Tischplatte sinkt .... dann verstummen auch diese schweren Gedanken .... sie sind ersoffen im Bier ....

»Heimfahren .... einsperren lassen .... aber daheim sein« .... närrt ein wüster Traum im Alkoholdunst ....

Mittag kommen die Stürme vom Dienst. Wie immer, geht Lindner auch heute in die Kantine, um nachzusehen. Er duldet nicht, daß seine Männer tagsüber im Gasthaus sitzen. Seine Blicke mustern den Raum und entdecken die Gestalt im dunklen Winkel. »Der polierte Glatzkopf kann doch nur der Greßl sein«, überlegt er und ist mit wenigen Schritten in der Ecke, nimmt den Willi beim Arm und schüttelt:

»Willi! Mensch, raus da! Beim hellichten Tag besoffen. Schäm dich!« In seinen Augen flammt der Zorn und eine Falte gräbt sich steil die Stirne hinauf.

»Besoffen. Schäm dich!« äfft er ihm nach. »Laß mich schlafen!« und stiert aus roten Augen in Lindners Gesicht, blinzelt, fährt sich mit der verstümmelten Hand über die Augen, lehnt sich zurück und wird langsam klar .... ganz langsam weichen die Biernebel aus dem Gehirn ....

»Das ist doch der Lindner, der Gustl, mit dem ich Strohsack an Strohsack in Wöllersdorf im KZ gelegen habe ....

Setz' dich her da, Gustl«, bittet er und kramt in seinen Taschen, bis er einen Brief findet. »Lies den Brief«, sagt er nun schon nüchtern und vernünftig.

Zögernd nur hat Lindner Platz genommen und besieht das Schreiben noch mit leisem Mißtrauen.

Dann liest er .... liest und legt seinen Arm um die Schultern des Kameraden. Vier Seiten bedeckt eine zittrige Greisenschrift, vier Seiten, aus denen Angst und Bitte um Hilfe sprechen und die ganze Not der Heimat erzählen.

Tausend solcher Mütter gibt es in Österreich und tausendfach solche Not. Hier gibt es tausend Legionäre, von denen jeder einzelne sein Stück Sorge und Seelenqual mit sich herumträgt ....

Neben ihm sitzt der Willi, der alte Legionär, und aus seinen Augen tropft Träne um Träne .... Vielleicht ist auch noch bißchen Alkohol dabei, aber er kann sich nicht schämen .... er läßt sie runterkullern.

Als Lindner den Brief faltet und zurückgibt, sagt der Willi:

»Ich muß heim, Gustl. Ich halt's nicht mehr aus!«

Und vor beiden steht plötzlich ein würgendes Gespenst: Das Heimweh des Legionärs, das nur der bleierne Schlaf nach schwerem Dienst oder der Suff töten .... Wenn sie aber bei Tag ihre Lieder singen und abends in ihren Betten liegen, dann packt es erbarmungslos und quält und lockt ....

Der Sturmführer Lindner schüttelt diese Stimmung mit plötzlichem Entschluß von sich. Hier muß er helfen und vor Unbesonnenheit warnen. Als sie auseinandergehen, hat er

Greßls Versprechen, nichts zu unternehmen ohne sein Wissen.

»Geholfen wird deiner Mutter, verlaß dich auf mich.«

Die Worte klingen so sicher, daß Greßl ihm dankbar in die Augen sieht, als sie sich zum Abschied die Hände geben.

Gleich nach Dienstschluß und einer Vorsprache auf der Lagerführung hat sich Lindner auf seine Kammer zurückgezogen und schreibt den ersten langen Brief, seit er die Heimat verlassen ....

Lieber Muck!

Zwei Monate werden es bald, daß wir auseinandergerissen sind und nichts mehr voneinander wissen. Du kanntest meine Anschrift nicht und ich mußte mich erst in das Neue einleben, ehe ich urteilen und berichten durfte.

Der Brief geht mit Einwilligung des Lagerführers durch Kurierpost ab. Ich hoffe, er erreicht Dich bald und findet Dich gesund und in Freiheit. Ich möchte natürlich tausend Fragen stellen, aber ich will mich beherrschen und Dir erzählen ....

Legion ist in Ordnung. Männer willig, körperlich, geistig und weltanschaulich, mit verschwindend kleinen Ausnahmen, gute Auslese. Mängel im Organisatorischen, in der Planung der Ausbildung sind Kinderkrankheiten und vorerst belanglos. Die Frage, ob alle da sein müßten, die da sind, wiegt nach meiner Ansicht bereits schwerer, obwohl der Prozentsatz noch klein ist. Deshalb aber Dir und allen anderen einen wohlgemeinten Rat: Wer nicht unbedingt muß, bleibe daheim, so lange es geht. Denn erstens werdet Ihr

drüben nötiger sein und zweitens genügt es, wenn wir vergeblich gegen die unbesiegbaren Feinde des Legionärs ankämpfen, die da sind: Heimweh und Selbstvorwürfe .... Da gibt es wenige, die nicht einmal irgendwie im stillen die Heimkehr geplant hätten. Kerle, die auch drüben bereits wirklich ihren Teil geleistet haben, zerquälen sich, sitzen Abend für Abend beieinander, sprechen und sprechen von daheim, vom Kampf, von den Kameraden und davon, wann die Stunde der Heimkehr schlagen wird. Je länger wir hier bleiben müssen, um so schwerer wird es für uns werden. Aber wir wollen nichts sein als Kämpfer, Soldaten des Führers in vorderster Front, bedingungslos, selbstlos und anspruchslos ....

Ob man uns immer und überall verstehen wird? Ich weiß, Du verstehst mich. Trachte, daß der Blick auf die Legion daheim nicht getrübt wird. Es ist ein gutes ehrliches Stück ostmärkisches Kämpfertumes. Damit: Blende zu!

Und nun noch eine Bitte: Du kennst Greßl aus W. Bei ihm daheim steht es schlecht. Sieh Dich bitte um, besprich Dich mit dem Gauleiter und schau dazu, daß geholfen werden kann. Ich glaube, es eilt. Der Kerl versäuft hier seine Sorgen und plant Blödsinniges. Ich habe ihm Hilfe versprochen. Bitte, löse Du mein Versprechen ein.

Dafür, lieber Muck, im voraus schönen Dank.

Ich habe also keine Fragen gestellt, aber ich weiß, Du beantwortest sie ungefragt und darauf freue ich mich. Schließlich wird auch dieser Zustand einmal ein Ende finden. Wie lange noch? Für uns gibt es keine aktuellere Frage. Sommer, Herbst oder Winter, länger möchte keiner warten. Wer von 1935 spricht, wird, bei aller Kameradschaft, gelyncht.

Ja, Muck, Kameradschaft, das ist wohl die stärkste und

schönste Seite der Legion. Aus ihr entstand etwas, das »Legionsgeist« heißt. Wozu der fähig wäre, wird wohl kaum jemals einer definieren können. Aus diesem Geist wurden wir eine große Familie .... und Ihr daheim müßt dazu gehören, heute und in alle Zukunft.

Wir zwei aber wollen diese nun angeknüpfte Verbindung aufrecht erhalten, es wird für hüben und drüben von Nutzen sein. Darauf einen guten Händedruck, Grüße an Dich und alle, die es angeht.

Heil Hitler!

Dein

Lindner

G. L., Weiden, Postfach 126

Wöllershof, den 10. Mai 1934.

Als der Brief fertig ist, lehnt sich Lindner zurück und liest ihn bedächtig durch. Faltet das Papier in den Umschlag, will verschließen, überlegt kurz, nimmt Koppelzeug und Mütze und geht hinunter zur Lagerführung.

Läßt sich anmelden und steht wenige Minuten darauf im Dienstzimmer des Lagerführers.

»Ach, Sie sind es, Lindner«, kommt die Stimme des Oberführers vom beleuchteten Schreibtisch her, ehe er sich aufbauen und Meldung machen konnte. »Der Brief fertig?«

»Jawohl, Oberführer!«

»Wollen sehen, kein Billett d'amour!« meint er schmunzelnd, als er die Anschrift gesehen. »Kann man lesen?«

»Ich bitte darum«, antwortet Lindner kurz.

Der Oberführer, ein General des alten Österreichs, mit dem feinen Kopf und den gütigen Augen, ist mehr als ihr Vorgesetzter und sie sind ihm mehr als Legionäre. »Papa

Siegl« nennen sie ihn und freuen sich, wenn er in seiner väterlichen Art mit den einzelnen spricht und mit ihren Leistungen zufrieden ist. Sie fühlen, daß er zu ihnen gehört, ihre Sorgen kennt und hilfsbereit ist, wo immer es nottut. Daran denkt Lindner, während der Oberführer seinen Brief liest ....

»Lindner!«

»Oberführer!«

Der Lagerführer hat den Brief am Schreibtisch liegen und lehnt sich händereibend zurück. Mit scharfen Soldatenaugen blickt er seinen Sturmführer an.

»Das da, mit den Kinderkrankheiten, paßt mir gar nicht. Wer ist denn der Muck überhaupt? Denn bei aller Hochachtung vor Ihren guten Augen könnte der Brief, wenn er in falsche Hände gerät, letztlich zu Schlüssen führen, die abwegig wären.«

Lindner beeilt sich, die Bedenken so gründlich zu zerstreuen, daß der Oberführer ein Lächeln kaum unterdrücken kann ....

»Na, ich verlasse mich auf Sie, Lindner! Was sind Sie eigentlich von Beruf?«

»Maler, Oberführer.«

»Hätte ich mir eigentlich denken können. Was malen Sie denn jetzt?«

»In Ermanglung von Pinsel und Leinwand im Geiste die Legion.«

Sagt es und sieht seinem Oberführer gerade in die Augen. Der nickt schmunzelnd, nimmt den Brief auf und liest weiter. Faltet ihn schließlich mit peinlicher Genauigkeit, verschließt und legt ihn zu der übrigen Post, die heute abgehen soll. »Na, ist in Ordnung. Hoffentlich kann der alten Frau geholfen werden. Und Sie können ruhig weiter malen, aber werden

Sie nicht zu realistisch«, damit reicht er Lindner die Hand und entläßt ihn.

Der Oberführer sitzt noch lange, tief in Gedanken versunken, an seinem Schreibtisch. Er durcheilt die vielen Jahre seiner Militärdienstzeit in der bunten Monarchie, die Kriegs- und Nachkriegszeit .... bis zu den Tagen, da er, der alte Soldat, sich vor dem Zugriff der Schergen eines bis ins Mark korrupten Systems ins Reich begeben mußte. Es ist kein bitteres Lächeln, als er daran denkt, daß man ihm den Vorwurf des Hochverrates machte. Mit diesen seinen Legionären will er sich gerne zum Hochverräter stempeln lassen.

Es ist ein warmes und gutes Gefühl, das ihn bei diesen Gedanken überkommt.

»Wenn die in Österreich vom guten Recht ihrer Sache so felsenfest überzeugt wären, könnten sie ebenso sorglos schlafen, wie meine Männer und ich«, sagt er zu sich, als er sich erhebt, das Licht verlöscht und sein Zimmer verläßt ....

Auch Lindner denkt ähnliches, als er, froh über das Entgegenkommen seines Lagerführers, zur Ruhe geht ....

Der Kampf in der Heimat – Wer die Gemeinschaft verrät, muß zerbrechen

Wie in Wöllershof, so entsteht in allen Lagern aus fester Kameradschaft und eisernem Drill die österreichische Legion. Militärische und körperliche Ausbildung wechseln mit weltanschaulicher Schulung. Bestes Österreichertum mit preußischem Schliff .... keinem im weiten deutschen Land will der Legionär an Einsatzbereitschaft und innerer und äußerer Haltung nachstehen.

»Wir sind Österreichs Legionäre, die den Tod und den Teufel nicht scheuen ....« Aus diesem Lied offenbart sich ihr Geist, klingt ihre Verpflichtung für Führer und Volk ....

So steht die Legion auf dem ihr zugewiesenen Posten .... Ein Teil der kämpfenden Ostmark.

In den Gauen der ostmärkischen Heimat, da kämpfen die Kameraden ihren Kampf gegen den Terror des Systems.

»Trotz Verbot nicht tot!« steht in weißer Kalkschrift auf dem schwarzen Asphalt der Straßen ....

»Trotz Verbot nicht tot!« rufen die Hakenkreuzfahnen ....

»Trotz Verbot nicht tot!« melden die krachenden Böller ....

»Trotz Verbot nicht tot!« ist die Parole hinter Kerkergittern und Drahtzäunen der Konzentrationslager ....

»Trotz Verbot nicht tot!« ist leicht gesagt, das wissen sie alle, die im Kampf stehen. Da gibt es gar manchen, der tausend wichtige Gründe anführt für sein Fehlen an der Front. Da ist die gute Stellung, die Familie, das Geschäft, die Ge=

fundheit, der angebliche Zwang und viele andere schöne Dinge.

Nach der Machtübernahme im Reich, da wars beinahe »guter Ton« in Österreich, ein Nazi zu sein. Im Reich sowieso! Manch Köpfchen mag sich errechnet haben, daß es zweckmäßig wäre ....

Auf einmal aber ging die Rechnung nicht glatt auf. Verbot und Kampf kamen. Da schieden sich Spreu und Weizen .... In Klagenfurt war es nicht anders als in Wien und Graz, in Linz und Innsbruck. Aber Grenzerblut stand immer noch mit dem Gesicht zur Front. Grenzerleben ist von Kindheit an Frontleben. Grenzer stehen Generation um Generation als Vorposten an der Front ihres Volkes ....

Kärnten aber ist und bleibt Front. Grenzer und Frontsoldaten müssen, wollen sie im Kampf bestehen, Kameraden sein und hart und kompromißlos kämpfen ....

Wer gegen dies Gesetz verstößt, der zerbricht .....

Im Hinterstübchen bei Janachs Gastwirtschaft in Klagenfurt macht sich der warme Maientag drückend bemerkbar. Die Zwei, die da im schummrigen Dunkel sitzen, merken aber kaum etwas davon. Muck, der Sonderbeauftragte des Gauleiters, und Odilo König, des Gauleiters Stellvertreter, haben einen schweren Tag hinter sich. Sie sehen vor Sorgen nicht den blühenden Mai und merken kaum, daß es sommern will. Bläulicher Zigarettenrauch wiegt im Sonnenstrahl, der zum kleinen Fenster hereinlacht, und wogt über den Köpfen der beiden, die seit mehr als einer Stunde im Gespräch vertieft sind. Die Aschenschale ist bis zum Rand gefüllt mit grauer Asche und weiß-schwarzen Streichholz- und

Zigarettenresten, die wie immer Zeugen einer wichtigen Besprechung sind.

»Die Polizei weiß auf einmal zuviel«, stellt Muck zum dritten- oder viertenmal fest.

»Wird Zufall sein«, meint König. »Du wirst doch nicht glauben, daß unter uns einer wäre, der . . . .« mit Kopfschütteln bricht er den Satz ab.

Aber Muck ist störrisch. Er ist nicht so leicht zu überzeugen. Schließlich ist es seit dem Parteiverbot das erstemal, daß Kameraden verhaftet werden, über deren Tätigkeit nur der engste Kreis Kenntnis hatte.

»An Zufall glaube ich nicht«, erklärt er nachdenklich. »Überleg' dir doch, dem Turner und der Maria Kenitz weist man Dinge nach, die nur durch Verrat zur Polizei gelangt sein können. Sechs Wochen sitzt der arme Kerl, Samstag ist Hauptverhandlung, und bald wird wohl auch für Maria die Stunde kommen.«

König ist sich seiner Verantwortung bewußt. Ein Verräter in den eigenen Reihen! Es will nicht in seinen blonden Schädel. Seine Gedanken tasten den Kreis der Vertrauten ab, widerwillig und verschämt. Beide schweigen als ob sie Angst hätten, ihre Gedanken in Worte zu kleiden.

Mit plötzlichem Entschluß legt König seine Hand auf den Arm des Kameraden: »Wozu die Köpfe zerbrechen, Muck? Sprich mit Leo Bacher! Wenn deine Vermutung stimmt, muß er den Namen ausforschen, dazu ist er schließlich unser Gewährsmann bei der Polizei. Vielleicht ist auch durch Paulus bei der Staatsanwaltschaft etwas zu erfahren. Auf jeden Fall will ich, ehe dieser Verdacht sich tiefer in uns hineinfrißt, schnellstens Klarheit haben.«

»Du hast recht. Verlaß dich darauf, wenn mein Verdacht

zutrifft, kenne ich morgen den Namen.«

Als sie auseinandergehen, ziehen schwere Gewitterwolken in das strahlende Licht des Maientages ....

Dem Muck ist mulmig. Der Verdacht nagt in ihm .... Er wird erst ruhig, als er Bacher am Abend in dessen Wohnung antrifft ....

»Also du hast mich verstanden, Leo? Im Fall Turner hat meiner festen Überzeugung nach die Polizei Material durch Verrat in die Hand bekommen. Du mußt! Hörst du? Du mußt bis morgen den Mann ausfindig machen und wenn's dir dabei an den Kragen gehen sollte.«

Eindringlich, fast drohend hat er diese Forderung gestellt. Und Bacher weiß, was auf dem Spiel steht. Er ist einer von den Alten und kennt seine Pflicht.

»Gut, Muck. Warte auf mich mittags, wenn ich nach Hause gehe. Im Vorbeigehen sage ich dir, was ich in Erfahrung bringen konnte.«

Am nächsten Morgen da denkt der Bacher weder an die gute Stellung, an Familie, Gesundheit oder Zwang .... Er weiß, dafür gibt es nicht Beförderung oder Gehaltserhöhung, auch keine belobende Anerkennung in der Zeitung oder einen Verdienstorden. Darauf stehen Jahre Zuchthaus und für Frau und Kinder Elend und Not! Und der, um dessen Einsatz kaum jemals einer wissen wird, sagt nur: »Trotz Verbot nicht tot!« .... und handelt darnach und stöbert in Schreibtischladen und sucht und forscht und horcht die Polizeibeamten listig aus.

Die Kameraden im Kampf sind in Gefahr!

Als er in einem günstigen Augenblick den Schreibtisch des Chefs durchstöbert, mit fliegenden Fingern und klopfendem Herzen, da hält er für Sekunden ein Blatt Papier in

den heißen Händen und liest mit brennenden Augen in jagender Hast . . . . »den Namen« . . . .

Als Bacher nachher an seinem Schreibtisch sitzt und seine Akte gedankenlos durchblättert, ist er die bleierne Ruhe selbst . . . .

Pünktlich zur Mittagsstunde begegnet er Muck und in den wenigen Augenblicken des Zusammentreffens ist der Bericht erstattet . . . .

König ist wie aus Wolken gefallen, als Muck Meldung macht. Für Augenblicke nur, dann wird sein Gesicht kalt und hart. Bisher war der Gau rein und er war stolz darauf. Ein Ekel packt ihn vor soviel Niedertracht und Gemeinheit. Der Entschluß ist klar und unerbittlich. Der Bursche ist in einigen Aktionen eingesetzt worden. Er kennt Waffen- und Sprengstofflager. Weiß um Verbindungen, die kreuz und quer den Gau durchziehen . . . .

»So ein Schuft!« sagt er laut . . . . »Unsere Kerle stehen im Kampf, setzen täglich Existenz und Freiheit aufs Spiel, daheim sitzen Frauen und Kinder in banger Sorge . . . . und da geht einer her und verrät um lumpige Schillinge die eigenen Kameraden!«

Seine Fäuste sind im Zorn geballt, als wollte er den Unsichtbaren niederschlagen. Dann schweigt König verbittert. Nur sein Gesicht zeigt den Kampf im Innern um einen harten Entschluß.

»Das hätte mir erspart bleiben können«, und seine Stimme klingt so fremd, daß Muck überrascht aufblickt.

»Aber zur Warnung, falls noch irgend einer mit ähnlichen Gedanken spielen sollte, muß ein Exempel statuiert werden, Muck!«

Der nickt wortlos zu diesem Auftrag.

»Mit Spengler, ſo bald als möglich.« Die Worte ſind langſam und ſchwer gefallen ....

Am ſpäten Abend iſt der Scharführer Pelz am Nachhauſeweg. Mit der Mitzi iſt's ſpät geworden. Und ſeine Frau wartet Abend für Abend.

»Parteidienſt entſchuldigt«, grient er hämiſch vor ſich hin. Neben ihm geht im Schatten der Bäume, die den Kanal begleiten, drohend ſein Gewiſſen. Der Weg von Klagenfurt hinaus in die Vorſtadt gibt Zeit zum Beſinnen.

»Du biſt ein Schuft!« raunt ſein Begleiter. Doch ſeine Liebesſeligkeit gibt dem Gewiſſen nicht Raum.

»Wer ſollte denn darauf kommen?« überlegt er und ein ungutes Lächeln geht über ſein Geſicht. Mit einer verächtlichen Handbewegung ſchiebt er aufſteigende Bedenken zur Seite. Sein hübſches Geſicht wird zur genießeriſchen Fratze und die Augen glänzen begehrlich ins Dunkel.

»500 Schilling! Ein ſchönes Stück Geld und raſch verdient«, überlegt er. »Was muß ich kleiner Mann arbeiten, um das zu verdienen? Und die kleine Mitzerl iſt ein nettes Mädl .... bißl anſpruchsvoll .... aber ſchön ſind die Stunden, die ſie mir ſchenkt.«

Die Erinnerung an erlebte Zärtlichkeiten läßt ihn erſchauern ....

»Und wenn der Turner und die Kenitz verurteilt ſind, gibt's noch Geld .... und wenn ich noch mehr erzähle .... immer nur ein bißchen ſage .... gibt's immer wieder Geld .... Geld .... durch Geld – Liebe ....«

»Mitzerl!« flüſtert er vor ſich hin ....« Dann kriegſt das ſchöne Sommerkleid und die Armbanduhr ....«

»Wenn Sie weiterhin gut mithelfen, dann bekommen Sie eine schöne Stellung«, so hat doch der Polizeirat versichert....

»Tu es nicht«, beschwört der Schatten neben ihm. »Du bist ein Schuft! Du verrätst Kameraden, die dir vertrauen. Auf Verrat steht Tod!«....

Es überläuft ihn kalt, als er bei der steinernen Brücke ins Dunkel abschwenkt.

Aus den Fenstern des kleinen Häuschens, in dem er wohnt, schimmert Licht entgegen.

»Die Alte is noch auf«, flucht er erbost....

»Der Sturmführer war da. Du sollst morgen zu ihm kommen«, empfängt ihn seine Frau und merkt nicht, wie er blaß wird.

»Is schon gut. Gibt's sonst was Neues?« fragt er mürrisch.

»Warum bist nur jetzt immer so schlecht aufgelegt, Franzl? Ich hab' doch bald gar nix mehr von dir, nach kaum einem Jahr Ehe.« Verschüchtert klingen die Worte der kleinen Frau und erwartungsvoll an den Mann geheftet sind ihre Blicke.

»Parteidienst! Weißt es doch. Was raunzt denn nur immer? Ich kann halt net wie die anderen allerweil daheim sitzen und Süßholzraspeln!«

Zornig hat er die Sätze hervorgestoßen. Mit lautlosem Schluchzen hat sich die Frau umgewandt und in der Küche zu schaffen gemacht.

Pelz kehrt sich mürrisch ab, mit finsteren Augen und denkt an Geld.... an Stellung.... und an schöne Stunden.... Wälzt sich dann in ruhelosem Schlaf, hält die Mitzl in den

Armen .... und sieht die drohenden Augen seiner Kameraden ....

Einzelschicksale im Lebenskampf eines Volkes sind nicht mehr als Sandkörner in der Wüste .... Einzeln ein Nichts .... in der Geschlossenheit alles, Macht und Gewalt ....

»Tausende von Kameraden mußten ins Reich .... Tausende sind hinter Schloß und Riegel .... alle fehlen sie irgendwo«, denkt Muck, als er vom Wörtherseehotel zum kleinen Blockhaus am Waldesrand hinaufsteigt .... denkt an den Lindner draußen im Reich .... an Turner und Maria im Landesgericht .... an den Gauleiter, der immer noch im Land ist .... an König, der unermüdlich arbeitet, sicher und entschlossen .... Dann steht er vor dem Sommerhäuschen, das Dr. Wolf ihnen zur Verfügung gestellt hat. Im dunklen Nachtschatten liegt unten das Wasser des Sees, schwarz stehen vor ihm die Fichten des Waldsaumes ....

Auf sein kurzes dreimaliges Klopfen wird rasch die Türe geöffnet. Im dunklen Trainingsanzug, SA-Koppel um die Mitte und einen breiten Badehut aus Stroh am Kopf, lang und hager steht vor ihm der Spengler. SA-Führer von Klagenfurt, rauh und grob, mit scharfgeschnittenem Raubvogelgesicht. Ein moderner Landsknecht und blendender Kamerad ....

»Na, kleiner Sonderbeauftragter? Neuigkeiten?«

»Allerhand!«

Damit ist die Begrüßung fürs erste abgeschlossen. Die Türe wird von innen verriegelt und die Petroleumlampe ange-

steckt. Es ist ein gemütlicher Raum mit abgedunkelten Fenstern, breiten Strohsesseln und lustigen Bildern an den Wänden. Ein kleines »Buon retiro« für Sommertage .... In den bequemen weichen Stühlen liegen die beiden lang ausgestreckt. Am Tisch vor ihnen steht eine kleine Flasche mit Rum, billig und schlecht ....

»Stamperl?« fragt der Lange und der Muck nickt.

»Zigarette?« fragt Muck und der Lange bejaht hastig.

Als sie mit Geschüttel und »Brrrr!« den Rum getrunken und die Zigaretten angesteckt haben, meint Spengler:

»Willst du mich eigentlich auf die Folter spannen? Magst net deutlicher werden? Was ist denn los?«

»Sonst noch jemand da?« fragt der Muck und deutet hinauf zur Mansarde, wo ihr Schlafraum ist.

Der Lange schüttelt den Kopf und bläst genießerisch den Rauch seiner Zigarette aus Mund und Nase. Er ist ganz Erwartung. Was macht denn der Kleine heute für Zeremonien? Kann doch gar nicht so wichtig sein! ....

Aber dann berichtet Muck .... leise und ausführlich. Unterstreicht ab und zu seine Worte mit einer Geste seiner von einem Unfall gelähmten Hand ....

Der Lange ist ganz Spannung .... Einmal spuckt er kräftig vor sich hin und sagt: »So ein Schwein!« Dann knacken seine Finger ....

Schließlich ist der Rum ausgetrunken und die Zigaretten verraucht .... Spengler kriecht die paar Stufen hoch, hinter ihm krabbelt der Muck .... dann liegen sie in den eingebauten Kojen .... Der Lange im ersten Stock und brummt vorm Einschlafen wie ein böses Tier .... unter ihm der kleine

Muck reibt sich besinnlich die gelähmte Hand und zermartert sein Gehirn aus angeborener Nachdenklichkeit und aus tausend großen und kleinen Sorgen, die um ihm sind .... Dann sägt es ober ihm, so tief und andauernd, daß ihm die Augen zufallen ....

Draußen, über See, Berge und Wald hat sich eine friedliche Maiennacht gesenkt. Die Ruderboote am Ufer schaukeln und zerren an ihren Ketten .... Der Nachtwind streicht zärtlich über das Wasser .... Ein, zwei Pärchen genießen ihr heimliches Maienglück auf der Seepromenade ....

Das große Motorschiff wiegt den schlanken weißen Leib an der Landungsbrücke, am Bug trägt es in blanken Lettern den Namen »Kärnten«.

Ringsherum bis weit hinten zur Wand der Karawanken ist Ruhe.

.... Scheinbar nur, denn diesem Land wurde seit Jahren weder Frieden noch Ruhe.

Dieses Land wird regiert im Namen Gottes. Scheinbar! Denn wenn dieser Herrgott, an den die Menschheit glaubt, lebt, dann wird er eines Tages furchtbares Strafgericht halten über die, die seinen Namen mißbrauchten.

Die nächtliche Ruhe am See zerreißt vom Geknatter eines Motorrades. Polizei jagt von Klagenfurt dem See entlang, Krumpendorf zu ....

Die Straße ist kürzlich bei Nacht mit Hakenkreuzen bemalt, die Front des städtischen Bades mit Inschriften bestrichen worden ....

Die Farbe war gut und fraß sich tief ins Gemäuer .... Die Polizei ist wütend, denn wie immer konnten die Täter nicht gefaßt werden ....

Man sperrte ein: Unbeteiligte Kaufleute, Rechtsanwälte, Ärzte u. a. als »Geiseln« ....

»Wenn der Konfident, den wir jetzt haben, so weiter arbeitet, dann ist das ganze Nest bald ausgehoben«, meint lachend der Inspektor zu dem Fahrer.

»Da wird's wohl auch im Dienst ein bißchen leichter, Herr Inspektor!«

»Ja, die verfluchten Kerle machen uns viel zu schaffen!«

»Weiß Gott, ich kann davon ein Lied singen«, denkt der Fahrer ....

»Heute ist er ins Landesgericht in Sicherheit gebracht worden, bis am Samstag das Urteil gegen Turner gefällt ist«, erklärt der Inspektor, »denn diesen Nazi ist nicht zu trauen, wenn die was davon erfahren.«

»Prost, Mahlzeit, ich möcht net in dem seiner Haut stecken«, lacht der Fahrer ....

In einer Zelle im Landesgericht geht Pelz zufrieden auf und ab. Da findet er Ruhe und das Gefühl der Sicherheit.

»Wenn der Turner, ein paar Zellen weiter, ahnen würde, was er mir zu verdanken hat«, schießt's ihm durch den Kopf und er grinst vor sich hin. »Aber heute ist Donnerstag und Samstag ist Verhandlung. Am Sonntag, da bin ich schon wieder beim Mitzerl«, errechnet er händereibend. »Und Turner ist für ein paar Jahre verpflegt, vor dem hab' ich Ruhe. Einige gute Brocken noch der Polizei, dann müssen sie mich woan-

ders hin kommandieren. Vielleicht nach Wien oder Linz! Dort könnte man noch ganz anders leben mit dem schönen Geld .... fesche Maderln .... die Mitzi könnte man vielleicht auch mitnehmen ....«, denkt er und schnalzt mit den Fingern ....

Am Samstag ist Verhandlung gegen Turner. Der große Schwurgerichtssaal ist überfüllt. Mehrmals hat der Vorsitzende bereits Ruhe verlangt und die Räumung angedroht. Seit drei Stunden steht Turner vor dem Tribunal ....

Er weiß genau, worum es geht. Alles ist gegen ihn. Der Staatsanwalt, der Vorsitzende, die Geschworenen und die Zeugen .... Für ihn sind nur die da hinten in der Menschenmenge. Noch sah er sie nicht, aber er fühlt, daß sie da sind, die Kameraden ....

Das gibt ihm Ruhe und Sicherheit. Seine Verantwortung hat zwar Lücken, aber auch das Gericht hat keine gültigen Beweise in Händen ....

Nun erhebt sich die Säule des Systems, der Staatsanwalt.

»Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen!

Die Qualität des Menschen, der vor Ihnen steht, kann durch nichts besser als durch sein Verhalten im Verlauf der Verhandlung dokumentiert werden. Der Angeklagte hat mit der Gerissenheit des Gewohnheitsverbrechers geleugnet und immer wieder geleugnet.

Er gehörte der Partei bereits vor deren Verbot an. Dies seinem eigenen Geständnis zufolge. Einen ständigen Verkehr mit den illegalen Führern der NSDAP konnte und hat der Angeklagte nicht in Abrede gestellt. Dem Angeklagten wird zur Last gelegt, Sprengstoffe in größeren Mengen inner=

halb des Landes verschoben und verteilt zu haben. Ferner an einigen Sprengstoffanschlägen persönlich beteiligt gewesen zu sein. Ein ihm gehörender Koffer mit Sprengstoff, der genügt hätte, einen ganzen Häuserblock in die Luft zu sprengen, wurde in der Gepäckaufbewahrung im Bahnhof Krumpendorf sichergestellt. Der Angeklagte mußte zugeben, daß der Koffer sein Eigentum sei, bestritt aber, und das kann ich sehr gut verstehen, von dem Inhalt auch nur das Geringste zu wissen.

Meine Herren Geschworenen, Sie werden sicherlich, ebenso wie ich, es als Unmöglichkeit erklären, daß einer unserer Reisekoffer eines Tages mit Sprengstoff gefüllt in einer Gepäcksablage gefunden werden könnte.«

Über die nicht sonderlich geistreichen Gesichter der Geschworenen huscht ein verständnisvolles, ein überlegenes Lächeln.

Auch Turner grinst unverschämt und sieht dabei dem Staatsanwalt gerade in die Augen.

»Für das Gericht jedenfalls ist es erwiesen, daß der Angeklagte um diese Einlagerung gewußt, ja er sie vielleicht sogar selbst vorgenommen hat. Die Verteilung der noch weitaus größeren Sprengstoffmengen und deren Verarbeitung hat in Anwesenheit und unter Leitung des Angeklagten in einer Ziegelei bei Klagenfurt stattgefunden.

Zu diesem Zweck hat sich der Angeklagte am 8. April d. J. mit mehreren unbekannt gebliebenen oder inzwischen ins Reich geflohenen Gesinnungsgenossen in dieser bewußten Ziegelei getroffen. Der Angeklagte leugnet auch dieses Faktum, ist aber nicht in der Lage, für seinen Aufenthalt an die-

sem Abend ein glaubwürdiges Alibi zu erbringen.

Ich sprach eingangs von der Qualität dieses Mannes und darf abschließend und zusammenfassend feststellen:

Der Angeklagte gehört einer verbotenen geheimen Partei an, er ist bereit, durch Sprengstoffattentate nicht nur das Leben seiner Mitbürger zu gefährden, sondern auch entschlossen, durch seine verbrecherische Tätigkeit die Sicherheit des Staates anzugreifen.

Er war also zu allem entschlossen, ist aber, und das ist uns weiter nicht verwunderlich, zu feig, zu seiner Tat zu stehen!«

Pathetisch hat der CVer im Staatsanwaltstalar diesen Satz ausgerufen ....

Turner muß an sich halten, um nicht loszubrüllen .... Im Saal beginnt es zu murren ....

»Ruhe! Oder ich lasse sofort den Saal räumen!« ruft der Vorsitzende Dr. Ziener mit rotem Kopf.

Der Staatsanwalt hat sich inzwischen die Stirne getrocknet und fährt atemholend fort: »Für jeden klaren Menschenverstand wäre damit der vollgültige Beweis für die verbrecherische Tätigkeit des Angeklagten erbracht.« Da er aber an diesem klaren Menschenverstand bei den Geschworenen zu zweifeln scheint, ergänzt er:

»Darüber hinaus bin ich aber in der Lage, unter Ausschluß der Öffentlichkeit dem hohen Gerichtshof ein Dokument vorzulegen, das auch die letzten Zweifel an der Richtigkeit der Anklage beseitigen müßte.

Ich stelle daher den Antrag, der hohe Gerichtshof möge den Angeklagten Karl Turner gemäß der Anklage nach § 6 des Sprengstoffgesetzes schuldig erkennen und zu einer

schweren Kerkerstrafe verurteilen.«

Eine neuerliche Unruhe im Saal wird vom Vorsitzenden gerügt, ehe er dem Verteidiger das Wort erteilt.

Der schwerkriegsinvalide Verteidiger erhebt sich mit einem feinen Lächeln zu den Geschworenen:

»Hoher Gerichtshof! Meine Herren Geschworenen!

Der Herr Staatsanwalt«, dabei folgt eine leichte ironische Verbeugung zu seinem Gegenüber, »hat eingangs erklärt, er habe zwar keinen vollgültigen Beweis in Händen. Abschließend hat er an Ihrem gesunden Menschenverstand, meine Herren Geschworenen«, dabei wieder eine leichte Verbeugung, die ein Lächeln begleitet, »gezweifelt und von Ihnen verlangt, seinen Gedankengängen folgend, den Angeklagten zu verurteilen. Ich muß sagen, der Herr Staatsanwalt hat es sich sehr leicht gemacht. Er stempelt den Angeklagten zum Lügner und bezweifelt Ihre Geistesverfassung.« Kaum sind diese Worte gefallen, fordert der Staatsanwalt, aufspringend, den Schutz des Gerichtes gegen diesen Angriff.

»Herr Doktor, ich muß Sie bitten, sich Zurückhaltung aufzuerlegen und sich an das Tatsächliche zu halten«, verwarnt streng der Vorsitzende.

»Ich habe mich bei Gott, wie der hohe Gerichtshof jederzeit aus der Verhandlungsschrift entnehmen kann, an Tatsachen gehalten«, repliziert unter Gelächter der Zuhörer der Verteidiger.

Ein lautes »Ruhe!« des Vorsitzenden ist allerletzte Drohung.

»Meine Herren Geschworenen! Über die Qualität des Angeklagten können die Akte nichts Nachteiliges aussagen.

Er ist unbescholten, sein Leumund gut und die ihm zur Last gelegte Tätigkeit durch gar nichts erwiesen. Der Angeklagte erklärt, seinen Koffer bereits im Dezember v. J. einem Kameraden geliehen zu haben. Dazu haben die polizeilichen Erhebungen und Einvernahmen festgestellt, daß der Koffer sich tatsächlich seit Monaten nicht mehr im Haushalt des Angeklagten befand. Diese Behauptung des Angeklagten ist einwandfrei erwiesen, die Vermutung des Herrn Staatsanwalts durch gar nichts, aber wirklich gar nichts unterbaut. Der Sprengstoffund in Krumpendorf kann daher dem Angeklagten niemals zur Last gelegt werden.

Daß die Besprechung in der Ziegelei stattgefunden hat, ist erwiesen. Aber weder eine führende Rolle des Angeklagten bei dieser Versammlung, ja nicht einmal dessen Anwesenheit ist festgestellt worden. Ich bin überzeugt, meine Herren Geschworenen, wenn ich Sie fragen würde, wo Sie sich am 8. April aufgehalten haben, Sie könnten mir keine Auskunft geben.

Der Angeklagte hat der Partei vor deren Verbot angehört. Das ist eine unbestrittene Tatsache, aber weder strafbar, noch ein Punkt der Anklage.

Der Privatverkehr österreichischer Staatsbürger unterliegt bisher keinen gesetzlichen Vorschriften. Wenn der Angeklagte daher mit Personen Berührung gefunden hat, die nach Ansicht des Herrn Staatsanwalts führende Männer der illegalen NSDAP sind, so kann auch daraus dem Angeklagten kein Strick gedreht werden. Aber der Herr Staatsanwalt müßte diese Personen, von deren defaitistischer Gesinnung er überzeugt ist, in Gewahrsam nehmen, um zum Beispiel Ihnen, meine Herren Geschworenen, und mir zu ersparen, mit diesen Menschen gelegentlich in Berührung zu kommen

und dadurch, seiner Ansicht nach, straffällig zu werden.

Wenn wir also das Gebäude der Anklage von dieser Seite betrachten, so bleibt nichts als eine Ruine, aus der zwei Säulen ragen:

Die frühere Zugehörigkeit zur Partei und der frühere Besitz des Koffers.

Im Gegensatz zum Herrn Staatsanwalt zweifle ich an Ihrem gesunden Menschenverstand, meine Herren Geschworenen, nicht und stelle daher an den Hohen Gerichtshof den Antrag: Den Angeklagten Karl Turner von der gegen ihn erhobenen Anklage freizusprechen.«

In der atembeklemmenden Stille des Schwurgerichtssaales sind die letzten Worte des Verteidigers zerronnen. Gespannt richten sich alle Augen auf den Vorsitzenden. Mit einer gewohnten Geschäftsmäßigkeit erhebt sich Dr. Ziener. Seine Aufforderung an die Geschworenen, sich zur Urteilsberatung zurückzuziehen, geht bereits im erregten Gemurmel des Saales unter.

Verteidiger und Angeklagter sehen sich für Sekunden an, sie wissen Bescheid: Das System wird aus Haß und Angst ein hartes Urteil fällen.

Bei diesen Gedanken fliegt ein verächtliches Lächeln über Turners Gesicht. Für lange Zeit wird nun eine kleine Zelle mit dem vergitterten Fenster seine Heimat werden. Er wird den Kampf um die Freiheit der Heimat nicht mehr mitkämpfen können. Es ist sein kleines Opfer, das er diesem Kampf bringt. Denn eines weiß er, am Ende dieser Zeit steht der Sieg, lacht die Freiheit für die vergewaltigte Heimat . . . . !

Und Turner wendet seinen rotblonden Schädel nach hinten, seine Augen überfliegen blitzschnell den Zuhörerraum .... Da – er wußte es doch! Da sind zwei Augenpaare! Da sitzen nebeneinander mitten unter den vielen Menschen Muck und Spengler .... ein flüchtiges Nicken .... ein aufmunterndes, zuversichtliches Lächeln .... Es ist ein warmes, starkes Gefühl, das Turner durchflutet .... Die Kameraden sind da! Wie in allen schweren Stunden des Kampfes sind sie auch jetzt bei ihm .... und aus dieser Kameradschaft, aus diesem Verbundensein, aus diesem Glauben an die Richtigkeit ihres Handelns .... muß der Sieg kommen .... Ihr Kampf und ihr Glaube werden die Gitter der Kerker zerbrechen ....

Als der Gerichtshof wieder den Saal betritt, da kann der Karl Turner ganz fein und wissend lächelnd sein Urteil hören: »Im Namen des Bundesstaates Österreich .... wird der Angeklagte Karl Turner gemäß § 6 des Sprengstoffgesetzes zu einer Kerkerstrafe von 6 Jahren verurteilt ....«

Muck und Spengler haben unmittelbar nach der Urteilsfällung das Gerichtsgebäude verlassen.

Die Glocken der Pfarrkirche verkünden eben die Mittagszeit. Um die Turmspitze flechten Sonnenstrahlen einen flimmernden Traum. Der große Platz vor dem Landesgericht, erfüllt von dem Leben und Treiben des Markttages, ist eingehüllt in warmes Sonnenlicht. Schräg vor ihnen stehen auf der anderen Seite des Platzes die alten Kastanienbäume im Garten des Kaffee »Lerch«. Hinter beiden liegt das düstere Grau des Landesgerichtes.

Das Kaffeehaus steht bei der Polizei in üblem Geruch, ein Besuch gilt nicht als gottgefälliges Werk. Ist es doch stadt=

bekanntes Geheimnis, daß sich dort die Nazi zu den so beliebten »staatsgefährlichen« Zusammenkünften einfinden.

Trotzdem betreten beide, durch den Garten kommend, den um diese Stunde leeren Spielsaal.

»Also, morgen geht er frei«, sagt Spengler, nachdem ihnen Rudi, der getreue Hausgeist, den »Schwarzen« serviert hat.

»Soweit ich unterrichtet bin, gegen drei Uhr«, nickt Muck. Die weitere Unterhaltung wird zum Flüstern, da andere Gäste erscheinen. Als nach einiger Zeit auch König eintritt, beenden sie ihr Gespräch.

Inzwischen ist in der Ecke im unteren Teil des Saales die Pikeepartie der Rechtsanwälte komplett geworden, am Mitteltisch kann ein »Fachmann« unschwer die vollzählige Gau- und Kreisleitung sehen, rechts vom Eingang die SA- und SS-Führung .... an all diesen Tischen aber gibt es heute nur ein Thema: Die Verurteilung Turners.

In einer Ecke haben sich König und Muck zu einer Schachpartie zusammengefunden. Die Figuren wandern und doch würde ein Kenner dieses edlen Spiels unschwer feststellen, daß bald die Königin, bald ein Läufer, dann ein Bauer und ein Turm, allen Regeln zum Hohn, die Felder wechseln ....

Der Muck berichtet .... König nickt und hört aufmerksam zu ....

»Schach matt!« sagt Muck nach einiger Zeit und führt seine Königin auf ein falsches Feld ....

»Ist gut!« antwortet sonderbarerweise sein Gegenüber, schiebt die Figuren mit beiden Händen zu Hauf und erhebt sich ....

Als an dem stillen Sonntagnachmittag die Turmuhr dreimal schlug, lärmt in die Lautlosigkeit der Zelle 75 der Schlüsselbund des Aufsehers....

Seit Stunden hat Pelz in steigender Nervosität auf diesen Augenblick gewartet. Fast geräuschlos öffnet sich die Tür....

»Packen S' Eahnere Sachn, Sö gengan frei!« schmunzelt der Beamte.

»Is höchste Zeit, Herr Inspektor! Hat eh scho Drei g'schlagn.«

»Aber an gut'n Rat gib i Eahna, Pelz: Lassn S' dö blöde Nazispielerei. 's kommt do eh nix G'scheites dabei raus«, belehrt ihn noch wohlwollend der Büttel des Systems.

»Ich werd' mir's überlegen«, meint schmunzelnd Pelz.

Kurz darauf steht er unschlüssig über den einzuschlagenden Weg vor dem Landesgericht.

»Zuerst nach Hause oder gleich zur Mitzi«, überlegt er. Ins »Lerch« möcht' er auch, aber eine warnende Stimme hält ihn davon ab....

»Servus Pelz!« Wie auf Abwegen ertappt fährt er herum. Vor ihm steht lachend der Muck. Die heiße Angst fällt ab und wie ein guter Gruß unter Kameraden klingt sein »Heil Dir, Muck«.

»Es ist höchste Zeit, daß du wieder frei bist. Ich brauche dich dringend. Menge Arbeit gibt's und die besten Leut' hat uns die Polizei hinter Schloß und Riegel gebracht. Du mußt unbedingt noch heute mit mir hinaus zum See, Sprengmittel verarbeiten!«

Der Andere horcht, überlegt und tut dann entrüstet: »A Wochn war i da drin und jetzt sollt i net amal an Sonntag frei haben?«

Doch der Muck läßt nicht locker. Es wäre dringend und

sehr wichtig. Er könne nicht jeden Beliebigen dazu verwenden. Das müsse er doch einsehen.

Pelz gewinnt Vertrauen und wittert ein großes Geschäft....

Unter den Kastanien im Lerchgarten lauert ein Augenpaar. Der lange Spengler sitzt dort wie im Fieber. »Wird der anbeißen und mitgehen oder ahnt er Unrat?« überlegt der Lange.

Aber dann sieht er beide gemeinsam den Platz überqueren, in die Herrengasse einbiegen und im Gasthaus verschwinden.

»Ist in Ordnung«, brummt er, verläßt seinen Platz und betritt die Telefonzelle.

»Knibloch?.... Du mußt ab 5 Uhr mit deinem Wagen in der Herrengasse stehen und warten, bis der Muck kommt. Nix wie warten und Maul halten! Verstanden? Gut! Servus!«

Der Lange hat den Apparat angehängt und reibt sich zufrieden die Hände.

»Du Schwein, du!« flucht er vor sich hin und weiß genau, wen er meint.

Während der Muck mit Pelz im Gasthaus sitzt, je nach der augenblicklichen Lage scherzt oder die vertraulichsten Sachen erzählt, fährt Spengler in der Straßenbahn dem See zu....

Punkt fünf Uhr steht ein Auto in der Herrengasse, darin sitzt gelangweilt, aber mit der Engelsgeduld des Taxifahrers, der Knibloch. So auch um sechs Uhr. Um sieben aber steht er bereits neben seinem Wagen.... flucht.... zitiert zu wiederholten Malen Götz' klassisches Zitat.... aber er wartet.... Knapp vor acht trollt er sich kopfschüttelnd in den »Roten Krebsen« auf ein Bier....

Der zweite Liter Wein ist ausgetrunken, als Muck die Uhr zieht und erschrocken auffährt: »Teufel, es geht schon

auf Acht! Jetzt müssen wir aber raus.«

Pelz, der ist ein bißchen weinselig und hat es gar nicht eilig. Doch Muck drängt und zahlt. Als sie in der Herrengasse stehen, da will Pelz in seiner Weinlaune nicht mehr mit: »Geh, Muck, lassen wir das heut. Hat doch morgen auch noch Zeit«, meint er störrisch. »So weit hinaushatschen, jetzt in der Nacht!«

Der Muck muß nochmals die ganze Wichtigkeit des Vorhabens erklären, um ihn weiterzubringen.

»Schau, da steht ein Auto«, sagt Muck, als er den Wagen Kniblochs sieht.

»Jetzt fahren wir eben und sind in wenigen Minuten draußen.«

Das leuchtet auch dem andern ein. »Steig ein, ich schaue schnell, wo der Fahrer ist.«

Der Knibloch ist nun wirklich schlecht aufgelegt vom langen Warten.

»Sei ruhig und komm«, befiehlt Muck kurz und schärft ihm beim Verlassen der Gastwirtschaft ein: »Du fährst uns bis zum Plattenwirt und haust sofort ab! Verstehst?«

»Na ja, bin ja nit teppet«, beißt der Knibloch in seinem Böhmisch-Deutsch zurück und hat schnell begriffen, daß dies keine gewöhnliche Porzellanfahrt wird.

Es dunkelt schon, als sie aus der Stadt sind. Die letzte Straßenbahn vom See begegnen sie und einzelne späte Radfahrer.

Den Muck beschleicht ein fremdes Gefühl auf dieser Fahrt. Verstohlen betrachtet er den stummen Gefährten. Er ist froh als der Wagen hält. Beim Plattenwirt am See, da zweigt der Weg ab zum Blockhaus oben am Waldrand.

»Du kannst nach Hause fahren!« Damit schneidet er dem

unterhaltungsbedürftigen Knibloch die Rede ab, nimmt Pelz unter den Arm und verschwindet mit ihm im Dunkel der Nacht.

Eine Weile gehen sie schweigend.

Bald sind sie im finstern hochstämmigen Wald und in der großen Stille überkommt den Muck eine seltsame Weichheit. Es tut wohl, darin die Gedanken zu betten und versinken zu lassen. Dabei fühlt er doch irgendwie, daß all diese Weichheit – Lüge ist. Gut ist es nur für den Augenblick, um nachher die brutalen Härten der Wirklichkeit leichter zu ertragen.

Dann stehen sie am Stacheldrahtzaun, der den kleinen Fleck Erde um das Blockhaus von Wiese und Wald trennt.

»Eigentlich sehe ich gar net ein, warum wir heute da heraußen arbeiten sollen. Es lauft uns doch nix davon«, meint Pelz stehenbleibend.

»Vielleicht doch«, orakelt Muck und der vermeintlich veränderte Ton läßt den anderen aufhorchen. »Hat das nicht drohend geklungen? .... Sollte der Muck irgend etwas wissen? ....«

Eine eiskalte Angst überfällt ihn.

»Geh, laß mich z' Haus geh'n, Muck!« Die Stimme ist gepreßt und voll tödlicher Angst.

»Kriech durch, unter dem Zaun!« befiehlt der.

»Nein, geh du voraus«, fleht eine zitternde Stimme. »Was willst denn eigentlich von mir?« würgt er hervor.

Für Augenblicke stehen sie sich in einem drohenden Schweigen gegenüber.

In der nächtlichen Stille ist nur das Klopfen zweier Herzen zu hören.

»Wenn er jetzt nur nicht zu schreien beginnt«, durchzuckt

es Muck. »Man würde es bis zur Straße und zum See hören.«

»Mach keine Witze, kriech durch«, sagt er beruhigend. Der Pelz aber hat nun einmal Mißtrauen geschöpft.

»Laß mich fort. Ich komm morgen, wann du willst. Ich mag jetzt nimmer!« trotzen die bebenden Lippen....

Da kreischen plötzlich die Angeln der Tür unten im Blockhaus und beide schrecken zusammen.

»Wer ist denn noch da?« schreit Pelz auf. »Laßt's mich doch, ich hab nix getan«, winselt er, um plötzlich »Hilfe!« zu brüllen, als Muck ihn packt und unter den Zaun stößt.

Mit wenigen Sprüngen steht auch der Spengler bei ihnen, hebt das Bündel Mensch und zerrt es unter dem Draht auf den Hausgrund.

»Hilf mir, Spengler«, heult es.

»Halt's Maul, sonst....!« droht der Lange und schleift den, der vor Angst kaum fähig ist, zu gehen, ins Haus....

Mit fliegenden Pulsen stehen die Drei im kleinen Raum. Während Spengler und Muck voll Erregung in der Enge des Zimmers wortlos auf und ab gehen, lehnt Pelz bleich an der Wand.

»Es ist alles erledigt«, schnauft der Lange, als ihn Muck fragend ansieht. Der trocknet sich die Stirne, wirft den Rock ab und läßt sich in den nächsten Stuhl fallen. Spengler tritt in den Vorraum, verschließt mit Schloß und Riegel die Eingangstür. Dann zieht er mit kurzem Ruck knallend die Zimmertür hinter sich zu.

Bei jedem dieser Geräusche fährt Pelz wie von einem Peitschenhieb getroffen zusammen. Dann forscht er mit blassen Lippen in den Gesichtern der Kameraden.

Der Muck starrt im tiefen Lehnstuhl vor sich hin auf die Spitzen seiner Schuhe.... Spengler geht noch immer, inner=

lich kochend vor Zorn, auf und ab.

»Du Kreatur, du!«, brüllt er plötzlich, vor Pelz stehenbleibend.

»Ich hab doch nix getan! Um Gotteswillen!« wimmert es. Stammelt dann Unverständliches, bis die Rede zum Heulen wird....

»Ich möcht' jetzt auf und davon«, denkt Muck. So sehr ekelt ihn diese Feigheit, mit Gemeinheit gepaart....

Aus der Ecke, in der Pelz zusammengesunken ist, kommt unentwegt Gewinsel. »Was wollt's denn? Ich hab doch wirklich nix getan!«....

»So geht das nicht weiter, Langer«, stößt Muck hervor. Sieht dann Pelz an mit ganz kleinen Augen und mit einer Stimme, die kalt und beherrscht ist, mahnt er: »Pelz, ich gebe dir die Möglichkeit, einmal noch anständig zu sein und einzugestehn, was du der Polizei verraten hast.«

»Ich hab' doch nix....« heult der.

»Du sollst antworten! Du gemeines Aas!« fährt Spengler, der nicht mehr an sich halten kann, dazwischen. Was er damit erreicht, ist nur ein Verstummen des Gewimmers. Neuerdings ist drückendes Schweigen im Raum....

Der kleine Muck hat die gelähmte Hand vor den Augen, kämpft im Innern den schwersten Kampf seines Lebens und erkennt mit erschreckender Deutlichkeit die ganze Schwere des ihm erteilten Befehls. Damit findet er aber auch wieder die nötige Ruhe.

»Pelz, du lügst! Ich selbst habe die Beweise in Händen gehabt. Sag die ganze Wahrheit. Denk doch an das Elend, das du angerichtet hast. Wie konntest du dich nur so weit vergessen? Habe doch wenigstens den Mut, für deine Tat einzustehen! Versuche zumindest, einen menschlich verständ=

lichen Grund dafür anzugeben«, stößt er angewidert hervor.

Die Antwort ist verstocktes Schweigen ....

Spengler und Muck, sie möchten heraus aus der erstickenden Enge des Raumes. Fort, weit fort vor der Last einer unerfüllbar scheinenden Aufgabe ....

Dann aber erstehen die Härten des Kampfes, die Kameraden in Zuchthäusern und die hungernden Frauen und Kinder vor ihnen und bannen die Schwäche, die für Augenblicke ihrer Herr werden wollte ....

Sie erkennen: Wer diese Schicksalsgemeinschaft verrät, muß zerbrechen ....

Und der Muck zieht seine verbeulte alte Taschenuhr und legt sie vor sich auf das Tischchen. »Ich gebe dir zehn Minuten Zeit! Überlege dir, was du in dieser kurzen Zeitspanne uns zu sagen hast.«

Da aber bäumt sich in der Kreatur die ganze Lebensgier hoch: »Ich zeig' euch an! Ihr Hunde! Hilfe! Hilfe!« brüllt er auf, bis der Spengler mit würgenden Händen ihn hochreißt und keucht: »Sag, was du verraten hast, du elender Wurm!« ....

Damit ist der letzte Widerstand zerbrochen und Muck schreibt Wort um Wort des gestammelten Geständnisses ....

»Ich habe .... den Turner .... den .... und den .... die Sprengmittel beim Lindwurmtaschner .... bekommen hab ich nur einmal hundert Schilling, später noch einmal 500 .... dann zwangen sie mich, immer mehr zu sagen .... ich wollte nicht und mußte doch ....«

Ein drohendes Schweigen steht im Raum ....

Muck läßt den Bleistift aus den Fingern gleiten, Spengler starrt zu Boden und schüttelt verständnislos seinen Kopf ....

»Unterschreib da!« befiehlt Muck und zerbricht damit die bleierne Schwere, die auf ihnen lastet.... Dann setzt eine zitternde Hand in fahriger Schrift den Namen unter ein Urteil....

In sich gesunken und mit leeren Augen sitzt Pelz....

Die Nerven sind zum Zerreißen gespannt, als Muck und Spengler sich für Augenblicke in die Augen sehen....

Dann erhebt sich Muck, faltet sorgsam das Papier und versorgt es in der Tasche. Mit langsamen schweren Schritten verläßt er den Raum....

Dumpf fällt die Eingangstür hinter ihm ins Schloß....

Muck tritt aus dem Haus. Ganz ruhig, aber bleich sieht er in die Nacht....

Dem Seeufer entlang schwillt das Brausen des Mitternachts-D-Zuges heran, immer gewaltiger und näher und zerreißt mit einem Schlag den nächtlichen Frieden.... Klingt wieder ab und vergeht in der Ferne....

Da steht Spengler im Türrahmen, grau im Gesicht....

»Einmal und nie wieder!« versichert er tonlos und hält die Hände mit gespreizten Fingern von sich.

»Ich glaube es dir, Langer, aber es mußte sein«....

Wortlos besorgen sie, was noch zu tun übrig bleibt....

Mit leichten Ruderschlägen zieht vor anbrechendem Morgen ein Boot zum Ufer zurück, leise schlagen die Wellen an die Bretter der Badehütten. Gespenstisch flüstert im bleichen Mondlicht das Schilf von gestraftem Verrat....

Wenige Tage nachher ist Muck am Abend allein im Blockhaus am See.

Unwetter toben über dem Seebecken, die Stille in der

Hütte zwingt ihn, hinzuhören auf die Stimmen des Windes. Das Licht der Lampe rinnt über das dunkle Holz der Wände und spiegelt auf der Platte des Tischchens, an dem er sitzt.

Uneröffnet liegt vor ihm ein Brief, der heute auf Wegen, die er nicht kennt, ankam. Sinnend überdenkt er die letzten Tage, seine Blicke verlieren sich an den im Schimmer des Lichtes aufglänzenden Bildern.

Die lahme Hand öffnet sachte den Brief. Um die Augen zuckt ein kleines Lächeln, als er Lindners Handschrift erkennt. Seine Augen folgen Zeile um Zeile....

»Eine Sorge mehr«, sagt der kleine Muck, »aber es trifft sich gut. Klausner und König müssen bald da sein, vielleicht kann man euch helfen. Was könnte man nicht unter Kameraden in dieser Zeit....«

Noch in gleicher Nacht geht die Antwort an Lindner ab....

Lieber Gustl!

Deinen Brief habe ich erhalten und Dein gegebenes Versprechen eingelöst. Daß es nicht leicht war, wirst Du wohl selbst denken können? Der Landesvater hat, wie in tausend anderen Fällen, auch diesmal einen Weg gefunden. Für Deine Mitteilungen danke ich Dir. Puncto Emigration sind wir alle Deiner Meinung. Denn daß wir jeden einzelnen hier brauchen, ist wohl klar. Trotzdem kannst Du gewiß sein, daß wir an Euch, die Ihr hinaus mußtet, oft und gerne denken und wissen, daß die Legion ein gutes Stück von uns ist. Und daß Ihr unter Heimweh leidet, kann vielleicht keiner mehr als ich Euch nachfühlen.

Bei uns geht alles seinen alten Weg. Lücken, die entstehen, schließen sich von selbst. Die Arbeit klappt und die Stimmung ist zuversichtlich. Turner fehlt uns für sechs Jahre und Maria für fünf. Ich persönlich glaube nicht daran! Die endgültige Entscheidung wird wohl viel früher fallen müssen. Aber mag es kommen wie immer, Ihr draußen und wir hier in der Heimat bleiben nach wie vor die verschworene Kampfgemeinschaft.

Im Besonderen aber wir zwei wollen, wenn auch getrennt, demselben Ziel entgegen marschieren .... Am Ende unseres gemeinsamen Weges kann nichts anderes als: Sieg! stehen .... Grüß mir alle bekannten Kameraden. Dir aber, mein Alter, und mir selbst wünsche ich, daß wir uns in Bälde in der Heimat wiedersehen.

Wovon überzeugt ist

Dein Muck.

Klagenfurt, den 22. Mai 1934.

Gedanken um die Legion – Mord angesichts rot-weiß-roter Grenzpfähle

Als dieser Brief Lindner erreicht, liegt er bereits mit seinen Männern im Lager Graßlfing. Ein kleines Lager, mitten im Dachauer Moor ...., entstanden aus den Stallungen eines ehemals Wittelsbacherischen Gestüts am Ufer der Amper.

Hier, wie in den anderen Lagern, bauen sich Legionäre ihr Zuhause. Bauen sich ihr Leben, schaffen sich ihre Gemeinschaft. Längst ist das eigene Ich untergegangen in der engen Verbundenheit ihrer Schicksalsgemeinschaft. Diese Legionäre, sie sind ein neuer Begriff einer neuen revolutionären Zeit. Nicht vergleichbar mit den Soldaten in den Kasernen, die ihrer selbstverständlichen und gesetzlichen Pflicht nachkommen. Denn ihre Ein- und Unterordnung in die eiserne Disziplin der Legion, das Aufgeben aller Bindungen mit der bürgerlichen Berufswelt, mit Heimat und Familie kam aus einer alle Schranken niederreißenden Freiwilligkeit und dem kämpferischen Geist der alten Sturmabteilungen.

Fast ausnahmslos sind sie nach dem Verbot der Bewegung in der vordersten Front des Kampfes gestanden, ehe Befehl oder brutale Verfolgung den Weg über die Grenze wies. Tag um Tag überschreiten Männer und Frauen und ganze Familien auf der Flucht die Grenze. Sie alle umschließt die große Kameradschaft der Legion. Frauen, Mädel und Kinder im Lager Furth und die Männer in den Lagern, alle eint das Band des gemeinsamen Schicksals, alle beseelt der trotzige kämpferische Geist der Legion ....

Mit Lindner ist auch Greßl im neuen Lager. Dazugekommen ist noch der Berghofbauer Franzl, mit dem Lindner wochenlang im Klagenfurter Landesgericht die Zelle teilte.

So finden sie sich immer wieder, die Kampfgefährten aus der Heimat. Bekannte aus Konzentrationslagern und Arresten des christlichen Musterstaates ....

Seit Greßl Mucks Brief gelesen, ist er ein anderer. Jetzt, da die Sorgen um daheim von ihm gewichen sind, ist auch sonst alles leichter und freundlicher. Als Verwaltungsführer wird er die »Mutter« von Lindners Sturm ....

Die Wochen verfliegen in hartem Dienst. Am frühen Morgen geht es ins Gelände. Im Lagerhof erhalten die neuen Legionäre den ersten Schliff. Am Abend aber, da liegen sie im Gras und singen ihre Lieder von Kampf und Sehnsucht nach der Heimat.

Ein Sommerabend, der sich durch nichts von den anderen Nächten vor- und nachher unterscheidet. Lindner sitzt mit seinen Männern unten am Ufer der Amper. Sie kramen in ihren Erinnerungen, erzählen und singen ....

Da ist der Tiroler Bauernbub Erasmus, ein prächtiger Soldatentyp, der immer wieder durch seine Fragen überrascht. Der sich nie damit begnügt, zu hören, daß dies oder jenes so ist. Der immer das Warum ergründen will. Sein »Warum ischt denn das a so« hat schon manchen Vortragenden in Verlegenheit gebracht. Aus dieser Schwere seiner Natur kommt eine manchmal unfaßbare Wahrheitsliebe und eine hohe Auffassung von Kameradschaft und Pflichtbewußtsein.

Körperlich mit allen Vorzügen von Natur aus bedacht, ist er Lindners bester Mann im Sturm. Einer, der seinen Weg gehen wird, ohne Kompromisse, trotzdem mit Erfolg....

»Jetzt müscht ma noch eppes singen, Sturmführer«, meint er, dann zeigt er ins Dunkel und sagt: »Da kimmt no aner«....

Langsam tritt der Berghofbauer Franzl zu ihnen. Sieht seinen Sturmführer, nimmt Haltung an und stößt dann in seiner schweren Oberkärntner Mundart hervor: »Sturmführer, i muß hoam!«

»Mir müssen a hoam«, meinen die anderen lachend.

»Mir ischts nit zum Spaßen. I muaß hoam«, wiederholt er zu Lindner, der sich erhoben hat und vor ihm steht.

»Das versteh ich nicht. Was ist denn los?«

»Da Vota ist tot.« Dabei steht er unbeweglich und sieht mit starren Augen ins Dunkel. Die harte Zucht der Legion gibt ihm, dem kaum Achtzehnjährigen, die Haltung des alten Soldaten. Nur die Finger der rechten Hand umkrampfen ein Blatt. »I hon früher grad a Telegramm kriegt«, erklärt er und reicht Lindner das Papier.

Beim Aufflammen eines Streichholzes liest Linder: »Vater gestorben, Mutter.« Wortlos reicht er dem Jungen die Hand. Schweigend folgen die anderen seinem Beispiel, dann gehen sie gemeinsam dem Lager zu.

»Geh zu Greßl in die Schreibstube und warte, bis ich vom Lagerführer zurückkomme«, sagt Lindner, als sie im Hof stehen.

Die Unterredung in der Lagerführung ist lange und zeigt all die bekannten Schwierigkeiten auf, die einer Heimreise

entgegenstehen. Das Ende ist die Bewilligung einer Fahrt nach München mit wenig Hoffnungen auf ein günstiges Ergebnis.

Am nächsten Morgen sind Lindner und der junge Kamerad auf dem Weg nach München. Als harmlose Zivilisten stehen sie im österreichischen Konsulat und versuchen, mit aller Überredungskunst den legalen Heimweg zu ermöglichen.

Solange es sich vorerst um die grundsätzliche Bitte, nämlich um die Ausstellung eines Passes dreht, sieht die Sache gar nicht hoffnungslos aus. Als aber Name und Personalien angegeben sind und einer stundenlangen Überprüfung unterzogen werden, tritt ein, was Lindner im Geheimen wußte und erwartete.

»Ergebnislos. Kein Paß. Ausgebürgerter Flüchtling. Steckbrieflich verfolgt.«

Niedergeschlagen verlassen beide das Konsulat.

»I muß hoam, Sturmführer«, ist alles, was der Franzl, als sie auf der Straße stehen, gequält hervorbringt. Der Lindner nickt dazu nur nachdenklich. Dann gehen sie schweigend durch die belebten Straßen, bis Lindner vor einem großen Haus stehen bleibt. »Wart, bis ich wiederkomm. Ich mach's schon, daß du heim kommst.«

Als er wiederkehrt, trägt er in der Tasche einen kurzen Brief. »Jetzt fahren wir zurück ins Lager. Wenn der Lagerführer die Bewilligung gibt, dann bring ich dich heute Nacht über die Grenze«, sagt Lindner und freut sich an dem frohen Aufleuchten der Augen, die ihn erwartungsvoll angesehen haben ....

Als es wieder Nacht wird, fahren die beiden im Zuge von München nach Salzburg. In Freilassing steigen sie aus. Bald finden sie den Kameraden, dem Lindner den Brief übergibt. Eine kurze Unterredung, dann gehen sie zu Dritt durch die Dunkelheit der nahen Grenze zu....

Mitternacht ist es, als ein junger Mensch mit hastigen Schritten der Grenze zueilt....

»Nur heim! Nur noch den Vater sehen. Einmal noch«, klopft das Herz. Er hat sich alles gemerkt, der Franzl: Hundert Schritte geradeaus, dann links ins Feld bis zum kleinen Bach, zwei Sprünge und du bist in Österreich.... So geht der Franzl mit der ganzen Unbekümmertheit seiner Jugend der Grenze zu....

Zurückgelassen hat er einen, dem in dieser Minute das Herz in wilden Sprüngen in der Brust tanzt und dessen Augen sich brennend in das Dunkel der Nacht bohren.

Aber da, da ist der Bach.... ist die ersehnte Grenze.... nur wenige Schritte noch.... das Wasser ist etwas breiter als er gedacht.... noch halten die Finger die Äste der Weide am Ufer, bis der Fuß Grund gefaßt hat.... dann watet er bis zum Gürtel im Wasser....

Jetzt den letzten Schritt zum anderen Ufer.... da steht Gebüsch schon auf heimatlichem Grund.... Er fühlt kaum die fiebernde Erregung.... vor seinen Augen ist nur der tote Vater und die Mutter, die nach ihm rief.... Um ihn ist sternenklare Sommernacht....

Ein »Halt!« lähmt seine Schritte, zwingt ihn instinktiv nieder zu lautlosem Verharren. »Halt!« brüllt es neuerlich nahe vor ihm und schon peitschen in den Ruf Schüsse, die seinen Aufschrei und ein gurgelndes Aaooh! übertönen .... Ein Aufschlag im Wasser.... dann ist wieder nächtliche Stille....

Die Zwei, deren Gedanken und Wünsche ihn geleitet hatten, verhalten mit stockendem Herzschlag und wenden jäh....

Nach kurzem Besinnen hastet Lindner den Weg zurück....

Drüben über der Grenze aber flüstert eine haßerfüllte Stimme: »I glaub, i hab ihn darwischt, den Hund!« Dann verlieren sich zwei Schatten im Dunkel der Nacht, Verbrecher nach vollbrachter Tat....

Lindner achtet nicht der Warnung seines Kameraden. Er steht am Bach, an der Stelle, die sie dem Franzl gewiesen. Steigt in das Wasser und geht dem Lauf der leise plätschernden Wellen nach .... bis .... er vor sich im seichter werdenden Gerinne den Jungen findet .... ihn zu sich zieht, aufnimmt, hochhebt .... schützend seine Arme um ihn schlingt und den leblosen blutenden Körper an Land trägt, langsam hinkniet, den Franzl ins Gras bettet, behutsam und lind ....

Fassungslos »Franzl!« ruft, das nasse Haar aus der Stirne streicht und sieht, wie kleine Ströme roten Blutes aus der jungen zerrissenen Brust zucken .... Da steht vor Lindner die Front .... die nimmt, was ihr zufällt .... Und er hadert mit dem Schicksal, er sucht mitleidlos hart seine Schuld ....

»Konnte es nicht mich treffen? Mich, der solange an der Front steht und stand? Daheim, da wartet nun die Mutter an der Bahre des Mannes und Vaters und hier liegt an der Grenze, die Willkür und Wahnwitz schufen, ihr Franzl ....«

Und jenseits dieser rot=weiß=roten Schandpfähle predigen sie »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst«, tobt Lindner ....

Eine Hand, die sich behutsam auf seine Schulter legt, bringt ihn wieder zur Besinnung. Er ist wieder Soldat, ist wieder ganz wach ....

»Hol irgendein Fahrzeug, Kamerad, daß wir ihn heim bringen ins Lager ....«

Lindner ist allein. Noch immer umschließen seine Finger des jungen Kameraden leblose kalte Hand. Ein Frösteln vor

dem Unbegreiflichen der Vorsehung überkommt ihn, die in ihrer Härte Menschen zertritt, deren Lebensuhr abgelaufen ist.

Dumpfe Laute durchdringen die Nacht .... Lindners Gedanken sind fern von Zeit und Ort .... wie dumpfer Trommelwirbel kommen die Geräusche an sein Ohr .... wie Trommelwirbel tönt es, die Einlaß fordern vor den Toren der Ewigkeit für den toten Legionär des Führers .... und Lindner, der alte Soldat, nickt vor sich »mit Trommelschlag und Pfeifenspiel wollen wir dich zur Ruh geleiten« ....

Das Rollen eines Motors wird stärker und erstirbt drüben an der Straße ....

Dann fährt der Franzl zurück in sein Lager, in sein zu Hause .... zu den Kameraden. Schweigend und nachdenklich sitzt Lindner und je mehr er denkt, desto stärker fühlt er die Gewißheit, daß der Kamerad nicht tot ist. Er lebt weiter mit den Tausend, die in den Stahlgewittern des Weltkrieges die Blitze in den Schoß der Unsterblichkeit holten und mit den Hunderten, die in den Flammen der Revolution aufgingen in die Standarte Horst Wessels.

In diesem Geiste und männlich stolzer Trauer unter dem Dröhnen dumpfer Trommelwirbel trugen Legionäre den Franzl fern von den Bergen seiner Heimat zu Grabe.

Unter grünen Bäumen, deren Äste wie segnend sich über den niedrigen Hügel senken, erinnert ein schlichtes Kreuz an den jungen Legionär, der ausgezogen war, um der Heimat Frieden und Freiheit zu bringen. Die Blumen, die sein Grab bedecken, künden von der Liebe seiner Kameraden, die weiterkämpfen, bis auch er einst auferstehen wird, um mitzumarschieren mit den siegreichen Fahnen und Standarten, wenn Wirklichkeit ist, wovon das Legionslied singt:

»Nach Österreich marschieren wir ....«

Im Juli 1934 – Die Erhebung – Ein Tagebuch – Die Vertriebenen

Über Gräber hinweg eilt die Zeit....

Gewitterige Schwüle liegt über dem Dachauer Moor, still und flimmernd steht im prallen Sonnenlicht darüber die Luft. Es riecht nach Hochsommer und reifender Ernte....

Gegen Mittag stampft im Staub der glühenden Landstraße singend eine Abteilung. Die leichten Drillichuniformen kleben an den schwitzenden Leibern, unter den Stahlhelmen blitzen die Augen aus verstaubten Gesichtern.

Lindner kehrt mit seinen Männern von einer Übung zurück in das Lager....

Dort herrscht ungewohntes Treiben. Die Kameraden rufen und winken, ohne daß Lindner erkennen kann, worum es geht....

Aber jetzt verstehen sie die ersten Zurufe: »In der Heimat ist der Kampf entbrannt«, »In Wien ist von unseren Kameraden eine neue Regierung gebildet worden. Kämpfe sind im ganzen Land«....

In Jubel und Freude droht für Augenblicke sich die Ordnung der marschierenden Abteilung aufzulösen.... für Augenblicke nur, dann tönt ein scharfes »Achtung!« In vorbildlicher Haltung und dröhnendem Achtungsschritt marschiert der Sturm durch das Lagertor in den Hof.... »Abteilung halt! Wegtreten!« Nun fliegen Stahlhelm und Tornister.... Tausend Fragen und Antworten wirbeln durcheinander....

Für alle steht es fest, daß es heim geht.... schon liegen

Befehle zum Packen vor.... Kisten und Koffer füllen sich mit überflüssigem Ballast, Heimatanschriften werden auf den Stücken säuberlich angebracht.... Die Freude der Männer ist tief und groß.... Ach, sie wußten es ja, die Kameraden daheim würden es schaffen.... nun aber nur heim, mithelfen im vollen Einsatz.... jetzt würden sie sich bewähren, die alten Legionäre, alles, was sie in den Monaten harter Ausbildung gelernt haben, kommt nun der Heimat zugute....

Im Lager ist nur eitel Glück und Freude....

Der Lautsprecher ist umlagert.... In Kärnten und Steiermark toben heftige Kämpfe....

Gegen Abend fällt der erste Wermutstropfen in den überschäumenden Kelch ihrer Freude.... in Wien ist die Erhebung zusammengebrochen.... aber am Land werden sie's schaffen, in Kärnten und Steiermark werden sie sich durchsetzen....

Nacht ist es geworden, noch kam kein Marschbefehl.... Längst ist Schlafenszeit.... aber keiner denkt ans Bett... die Erregung läßt kein Ruhebedürfnis aufkommen.... so sitzen sie denn beisammen und bauen Pläne.... unterdrücken bange Zweifel, die da und dort aufsteigen wollen.... Ihr Glaube selbst an Unmögliches ist riesengroß....

Gegen Mitternacht kommt der Befehl »Alarmzustand bleibt aufrecht. Stiefel ausziehen, in Montur zur Ruhe gehen«....

Der Greßl döst in seiner Schreibstube am Strohsack, mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten. So liegt er und wartet seit Stunden auf Lindner, der mit dem Lagerführer nach München fuhr....

Längst ist Mitternacht vorbei, als er schwere Tritte im Vor=

raum hört, aufspringt und die Tür öffnet .... dann steht vor ihm der Lindner mit müdem Gesicht und verzweifelten Augen ....

»Aus ist's«, sagt er mit erstickender Stimme.

»Das gibts net«, meint der Willi .... er sagt es, nur um irgendetwas zu sagen, da in ihm alles Hoffen zusammenstürzt ....

Dann sitzen beide wortlos auf dem Strohsack, starren in das flackernde Licht der Lampe, wagen nicht zu sprechen, wagen es nicht, sich in die Augen zu sehen ....

Minuten verrinnen wie endlose Stunden, bis Lindner leise sagt: »Willi, jetzt heißt es, gescheit bleiben .... nun gilt es auf lange Zeit, vielleicht auf Jahre die Zähne zusammenbeißen und warten, bis die Stunde schlägt.«

Aber Greßl schüttelt dazu nur den Kopf, er ist noch nicht so weit. Er sah sich doch heute schon daheim bei der alten Mutter. Er hielt doch diese tapfere alte Frau schon in seinen Armen, stand schon wieder im Geschäft und hieß sie, sich Ruhe gönnen ....

»Weißt, Gustl, es ist halt ein bißl viel auf einmal«, meint er aufschauend ....

»Viel? Vielleicht! Aber noch lange nicht alles, was wir tragen müssen«, antwortet Lindner sinnend. »Jetzt gibt es nur eines, noch fester zusammenschließen, noch fester zur Fahne stehen und glauben .... so glauben an den Sieg, wie der Führer nach dem 9. November 23 an Deutschland glaubte ....« Die Worte klingen stark und trotzig an Greßls Ohr ....

»Und die da drinnen«, meint er, zum Schlafraum hinüberzeigend.

»Die lassen wir einmal schlafen und morgen, bei Tageslicht besehen, werden wir auch da einen Weg finden.«

»Bist ein feiner Kerl, Lindner, findest in jeder Lage ein richtiges Wort. Aber wer hilft denn dir darüber hinweg?«

»Hinweghelfen kann mir niemand. Selbst fertig werden muß damit der Soldat. Als wir 33 in den entscheidenden Kampf um die Heimat traten, da mußte jeder sich klar werden, daß er alle Begriffe bürgerlichen Daseins über Bord werfen mußte. Kompromisse konnte es keine geben. Wer in unsere Front trat, mußte bereit sein, alles zu opfern, bedenkenlos, bis zum Letzten. Daß der Gegner nicht bereit war, freiwillig zu verzichten, lag auf der Hand. So mußte es zu einem harten und schweren Kampf kommen. Aber kann die Last dieses Kampfes größer sein als unser Glaube an das gute Recht und an den Sieg? Deshalb sind wir doch Soldaten des Führers und nicht Knechte des Systems. Wenn du dein kleines Ich untertauchst in dieses eiserne Muß des Kampfes, dann wirst du die Kraft fühlen, die auf dich einströmt ....« Lindner schwieg und in seinem Gesicht stand ein Leuchten, das von tiefstem Glauben sprach. Er fühlte, wie Greßl wortlos seine Hand mit starkem Druck umschloß, und war froh und zuversichtlich ....

»Wenn man denken kann, wie du, oder dich hört, dann scheint alles einfach und selbstverständlich. Dann werden die eigenen Sorgen beschämend klein. Und so wird es wohl auch richtig sein, denn wer sich der Idee verschrieb, darf nichts als Soldat sein.«

Als sie verstummen, beide dem Gespräch nachsinnend, da steht vor ihnen wieder einmal der »Legionsgeist«, der immer in schweren Stunden zu ihnen kam. Unsichtbar zwar, aber sie fühlten, daß er da war und erst verschwand, als die zarten

Schimmer des anbrechenden Tages sich durch das Fenster stahlen.

Angekleidet werfen sie sich auf die Betten zu kurzem Schlaf....

Wie alle Tage erklingt das »Tagwache, auf!«.... aber anders als sonst.

Lagerbefehl: Koffer auspacken. Normale Tagesbeschäftigung. Die Einheitsführer haben Weisung erhalten, die Männer in entsprechender Form aufzuklären.... dann tritt der harte Dienst an die Legionäre heran...

»Augen gerade aus!«

»Nach verlorener Schlacht zeigt sich die Qualität des Soldaten. Und es war keine verlorene Schlacht, es war nur ein verunglücktes Stoßtruppunternehmen.... die Schlacht, die einmal kommen wird, kann nur mit dem Sieg der Standarten und Fahnen enden!«

So spricht Lindner mit klarer Stimme zu seinen Männern, ehe er, wie alle Tage, mit ihnen ins Gelände zieht....

Während in diesen Tagen die Legion der härtesten Prüfung ihrer äußeren und inneren Haltung unterzogen wird, stehen die Kameraden daheim im schwersten Kampf.

An noch unfaßbaren Zufälligkeiten war die Erhebung in Wien am ersten Tage gescheitert.

Im Land aber gärt und brodelt es.

Dröhnend und weithin hallend hat die Turmuhr der Klagenfurter Pfarrkirche Mittag geschlagen.

Kleine Gruppen von Menschen sammeln sich in und vor der Stadt.

Da und dort hastet einer, den die Verständigung zu spät erreicht.

Zur gleichen Stunde steht Muck mit dem Führer der SA, Standartenführer Körbler, am Waldesrand, draußen am See....

Die Verantwortung, die auf ihnen lastet, ist riesengroß. In Wien war der Schlag mißglückt, nun lag für sie der Befehl zur Erhebung vor.

Am Waldweg, wenige Schritte von den beiden entfernt, harrt der Meldefahrer.

»Gleich wird mich der singende Motor meiner Maschine über die Straßen tragen«, überlegt der kleine Meier. »Wenn nur schon! Worauf die beiden warten?«

»Ich kann dir nicht helfen, ich rate ab«, hat eben der Muck ernst gesagt.

»Du hast mit vielem recht, aber ich muß dem Befehl Folge leisten. Wir glauben, eine Niederlage zu sehen, und kennen doch nicht den großen Plan. Wir müssen uns schlagen, so gut es in unseren Kräften steht. Wir müssen den Sieg wollen und einen Fehlschlag nicht bedeutsamer nehmen, als er in Wirklichkeit ist.«

»Du hast recht, Körbler. Laß alarmieren, wir marschieren!«

Muck richtet sich auf, so daß die Härte seines Entschlusses auch äußerlich kennbar wird.

»Meier!«

»Standartenführer!«

»Sie fahren los, mit allen Teufeln, wie befohlen. Melden sich nach Rückkehr bei mir – – –«

Vorsichtig rutscht die Maschine aus dem Wald, hinunter zur Seestraße. Da heult sie auf und tobt davon....

Aus der Stadt schlendern unauffällig kleine Gruppen.

Die Polizei macht bereits Jagd. Im Arrest am neuen Platz klatschen die Gummiknüttel erbarmungslos auf Menschen nieder. Blut bespritzt die Wände.

»Ihr braunen Hunde«, geifert der Polizei-Inspektor Resch und seine Schläge gehen über Köpfe und Schultern. Seine Stiefel treten, wohin sie treffen ....

An der Straße nach Annabichl, knapp vor der Stadt, hämmern Maschinengewehre ....

Dunkel und dräuend steht an diesem Abend die Karawankenwand .... In den Graten glimmt ein gelber Punkt, löst sich zum lodernden Flammenstoß auf, blutigrot und zuckend .... Kärnten brennt ....

Es war noch nicht genug gestorben, des Blutes noch nicht genug geflossen um den deutschen Kärntner Boden.

Das Schicksal nimmt seinen Lauf – – –

Der Muck sieht die Flammen. Der kleine Meier erkennt das blutige Zeichen von seinem Fenster aus, da er in dieser Nacht, zum erstenmal in seinem Leben, ein Tagebuch zu schreiben beginnt .... Vielleicht nur schreiben will, denn keiner weiß, was der Morgen bringt ....

27. 7. 34. Seit zwei Tagen steht die Heimat im Mittelpunkt des Weltgeschehens. Vielleicht ist es dumm und gefährlich obendrein, die Ereignisse aufzuzeichnen. Ich habe noch nie ein Tagebuch geführt, aber heute abend zwingt mir ein unbekannter Wille die Feder in die Hand.

Bei Morgengrauen läßt mich mein Standartenführer aus dem Bett holen. Mit dem Alarmbefehl im Kopf rase ich auf meiner NSU über die Straßen nach Villach-Spittal .... zurück nach Klagenfurt .... hinunter nach Völkermarkt und

Bleiburg .... hinauf ins Lavanttal .... Mittags habe ich meinen Auftrag erledigt. Zerschlagen und müde, aber innerlich ruhelos und angespannt halte ich kurze Rast. Kärnten ist zum Kampf angetreten.

In den ersten Nachmittagsstunden steht die SA vor Klagenfurt bereits im Gefecht .... in Annabichl peitschen Maschinengewehre .... Der Sturm ist losgebrochen .... Verbissen und zäh kämpfen die Männer gegen die Truppen des Bundesheeres, gegen Heimatschutz und Sturmscharen.

28. 7. 34. Am Morgen noch bäumte sich der Wille gegen bessere Einsicht. Noch kann es keiner glauben, daß wir auf verlorenem Posten stehen. Bei Einbruch der Nacht jage ich mit Befehlen zu den Kameraden nach St. Veit .... um mich ist sternenhelle Sommernacht .... nur vereinzelte Schüsse zerbrechen den nächtlichen Frieden .... eine Feindpatrouille will mich anhalten .... ich reiße den Gashebel auf, schleudere durch Kurven .... um meine Ohren singen hell die Geschosse .... dann bin ich durch ....

Im Walde ober St. Veit erreiche ich Peppo, den Führer des Abschnittes, und entledige mich meines Auftrages: »Der Kampf ist sofort einzustellen!« ....

Fassungslos umstehen mich die Männer, schweigend und trotzig. Ich kläre noch kurz auf: »Wer nicht gesehen wurde, begibt sich im Laufe der Nacht nach Hause .... Führer und Schwerbelastete müssen ins Reich oder über die Karawanken nach Jugoslawien ....«

Dann wortloser Abschied, ein fester Händedruck und wieder bringt mich die Maschine zurück ....

»Halt!« Militär sperrt den schmalen Weg .... »Herr Oberleutnant, meld' gehorsamst, wir haben einen!« ruft der Patrouillenführer. Augenblicke später steht vor mir der Ober=

leutnant, ein Jahrgangskamerad der Militäroberrealschule ..... Halbjude ist er! Ich bin gespannt auf die Lösung und grüße harmlos und erstaunt »Servus, Hubak!« Mein Gegenüber zuckt mit keiner Wimper, aber in seinen Augen vermeine ich den ganzen Abgrund bösen Hasses zu sehen. »Hm« tut er und mustert mich schweigend. »Abführen nach St. Veit und der Gendarmerie übergeben!« ist sein kurzer Befehl, ehe er sich umwendet und in den Büschen am Wegrand untertaucht. Ohne Formalitäten werde ich von zwei Männern, die mich eskortieren, einem patrouillierenden Gendarm in St. Veit übergeben.

Allein mit dem Wachtmeister, stehe ich auf dem Hauptplatz der kleinen alten Herzogstadt, mit gemischten Gefühlen .... Ich ahne ja nicht, daß der Mann neben mir einen schweren Kampf ausficht. Nach kurzem, inhaltsschwerem Schweigen befiehlt er, ohne mich anzusehen, mit unterdrückter Stimme: »Schaun's, daß verschwinden!«

Mein Herz springt mit jähem Schlag gegen die Brust. »Danke, Heil Hitler!« ....

Ein Tritt auf den Starter und ich donnere vorschriftswidrig wie noch nie durch die menschenleeren Gäßchen der nachtstillen Stadt ....

Frei! ....

29. 7. 34. Aus unruhigem Schlaf erwacht, konnte ich die seltsamen Erlebnisse der vergangenen Nacht gar nicht richtig erfassen. Es blieb auch wenig Zeit, um nachzudenken. Weisungen für unsere Kampfgruppe im unteren Lavanttal! Schon fegt die Maschine durch Völkermarkt und Bleiburg .... ein harmloser Ausweis deckt mich gegen unangenehme Überraschungen .... unterwegs überhole ich eine Abteilung des Bundesheeres .... ein Haltzeichen, meine Bremsen kreischen

6*

auf .... dann werde ich dem Kommandeur vorgeführt .... Hauptmann Smoley, Nazi im Bundesheer und guter persönlicher Bekannter .... Für Augenblicke sehen wir uns in die Augen, dann zeige ich meinen Ausweis. »Danke, Sie können weiterfahren!«

Zu gerne hätte ich ihm die Hand gedrückt, aber ich darf es nicht tun, grüße nur stumm. Dann haue ich ab .... –

Wie mußte dem Manne zumute sein? Wie schwer dieser Kampf zwischen beschworener Pflicht und der Stimme des Herzens? Mittags ist die Abteilung bereits im Gefecht. Zurückhaltend geführt, so weit es mit seinem Pflichtbewußtsein vereinbar ist .... dann findet eine irrende Kugel ihr Ziel und bringt ihm Erlösung aus Gewissensqual .... am späten Abend in Lavamünd erfahren wir seinen Tod ....

30. 7. 34. Auf jugoslawischem Boden .... in der Nacht habe ich mit der von drei Seiten eingeschlossenen Gruppe den Weg über die Grenze angetreten. Sechshundert Mann stehen wir jenseits der Drau und schauen zum anderen Ufer. Das Aufbäumen der deutschen Menschen in Österreich ist mit allen Mitteln brutaler Gewalt im Blute erstickt. Trotz der Trostlosigkeit unserer Lage muß ich in dieser Nacht an die Worte denken, die am Ehrenmal in München stehen: »Ihr seid nicht umsonst gefallen.« Denn der Tod von Menschen, die aus reiner Liebe zu Volk und Heimat zum Kampf antraten, konnte niemals sinnlos sein ....

In der Nacht, da diese letzten Zeilen geschrieben werden, steht Muck droben in den Karawanken an der Grenze und sieht dem langen Spengler nach, der in weiten Sprüngen hinunter ins Jugoslawische eilt ....

Lange Zeit verweilt der Einsame am Grenzpfahl ....

Das letzte Tageslicht ist im Verlöschen, als er schweren Schrittes langsam der Hütte am Hang zugeht. Dann sitzt er auf der alten Bank, läßt seine Blicke ins dunkle Tal hinuntergleiten und überdenkt die Tage dieses bitteren Kampfes .... Die Nacht breitet den schützenden Mantel der Dunkelheit über die Berge. Tiefer Friede ist ringsumher. Ruhiger schlägt ein müdes Menschenherz. Der Muck ist eingeschlafen ....

Vom Tal herauf zittert leise ein letzter Glockenton .... die vielfarbigen Blumen am Berghang schließen fröstelnd ihre Kelche.

Wundersame friedliche Bergnacht umfängt kampfdurchwühltes Land ....

Eine Stunde mag vergangen sein, da rollt ab und zu ein Stein, unterdrücktes Stimmengewirr und Klirren genagelter Schuhe kommen die Berglehne hoch und schrecken den Muck aus leisem Schlaf .... sogleich ist er hell und wach .... Freund oder Feind?

Er geht die wenigen Schritte zur großen Tanne unter der Hütte und birgt sich hinter dem starken Stamm, bis er die Unvorsichtigen erkennt und mit einem »Halt!« erschreckt .... dann tritt er vor und grüßt die Kameraden.

»Ach der Muck!« stellt einer erleichtert fest.

Bei dreißig Männer und einige Frauen mit Kindern sind es, die über die Grenze müssen .... Kampfgefährten, geächtet und verfolgt um ihrer Liebe willen zu Heimat und Volk ....

Muck hat sein Notizbuch in der Hand und nimmt Wünsche und Bestellungen auf .... schnell und kurz nur, denn sie müssen weiter hinauf und dann hinunter ins fremde Tal ....

»Alles Gute auf euerem Weg«, wünscht Muck zum Abschied, schüttelt viele Hände, streicht sorglich über manchen Bubenkopf und sieht ihnen nach zum Berggrat, bis sie alle über der Höhe verschwunden sind. Dann wirft er den Rucksack über die Schultern und steigt zu Tal.

Bei Deutschen im Banat – Die große Volksgemeinschaft – Legionäre auf hoher See – Fahrt ins Reich

Schwere Sonnenglut liegt auf den Feldern im schwäbischen Banat. Das unermüdliche Werken und Schaffen fleißiger Hände krönt reicher Erntesegen. Rauschende Kornfelder wogen im aufstehenden Ostwind den Sensen entgegen.

Bis in fernste Fernen wölbt sich ein hellblauer Sommerhimmel. Vereinzelt ragen spitze Kirchtürme in den fahlen Dunst.

Im schattenspendenden Busch der Felder haben sich Knechte und Mägde zum Mittag gelagert.

Ganz weit hinten im Grund, aus dem grünen Schimmer schwerbeladener Obstbäume, leuchten die roten Dächer eines Dorfes ....

Mitten darin steht seit Generationen Jakob Kißlings Hof. Blank und sauber und wohlbestellt wie die Häuser im Land seiner Väter. In den schweren Holztruhen, unter fürsorglicher Obhut der Hausfrau, ruhen die heimatlichen Trachten seit Ahn und Urahn.

In harmonischer Geschlossenheit deutscher Schwabenboden im slawischen Land.

So stehen Kißling und sein Hof als Vorwerk am Rande des Lebensraumes ihres Volkes ....

Im Winter verweht im weißen Meer, eingehüllt in Milliarden von glitzerndem Gefrier, während darüber in den dunklen Tiefen des Himmels die blanken, eisigen Lichter der Sterne funkeln.

Wenn alles Leben in der Natur stirbt und Schneestürme

den Hof umbrausen, da sitzen Herr und Gesinde um den festen Tisch der großen Stube.

Seit dem letzten Winter 33 steht im Herrgottswinkel ein kleiner Zauberkasten, ein unscheinbares Ding und doch ein Wunderwerk.

Mit klopfendem Herzen und geschlossenen Augen hatte Kißling gesessen, da zum ersten Male die Stimmen aus fernem deutschen Land an sein Ohr klangen. Mit großen, staunenden Augen hatten die Kinder gelauscht ....

Seither waren feste Bande geknüpft vom Kißlinghof zum Land der Vorfahren.

Deutschland lebte wieder, die Stimme des Blutes und des Herzens sprachen wieder ihre gewaltige Sprache .... »Wir grüßen alle Deutschen diesseits und jenseits der Grenzen ....!« Da hatte Jakob Kißling mit gläubigem Lächeln genickt.

»Mutter, das ist die deutsche Auferstehung«, und die Frau vermeinte, ein großes Zittern in seiner Stimme zu hören. Wenn aber der Führer spricht, da verstummt das surrende Spinnrad der Großmutter, die Kinderschar umdrängt die Bäuerin mit scheuen Blicken nach dem Vater, in dessen Gesicht ein Leuchten steht.

Wortlos, auf die starken Fäuste gestützt, losen die Knechte. Stille und Andacht einer gläubigen Gemeinde ....

Nur des Führers Stimme erfüllt den Raum, warm und gut ....

Deutschland ist erwacht. Fernes Erahnen und kindliche Gläubigkeit ist in den Menschen, wenn die Stimme der großen unbekannten Heimat klingt....

Der Ofen bläst von den schweren Buchenscheiten tausend stiebende Funken im Hexentanz durch den Kamin in die

Nacht. Wie Raubzeug heult es um das Haus. An den Fenstern aber malt der Frost in prächtigen Blumen die alten, ewig jungen deutschen Märchen ....

So aber die dunklen Rauhnächte weichen und dem blühenden Frühling die heißen Sommertage folgen, dann hat alle stille Besinnlichkeit harter Arbeit Platz gemacht.

Da karren die Erntewagen, wie heute, ihre Spur in kreideweiße Straßen. Dort bauen rührige Hände die Kornmänner in Reih und Glied und binden ihnen um die Mitte die Feldbinde, als Soldaten des Friedens ....

So stehen Halm um Halm gesammelt zum täglichen Brot.

Ein Arbeitstag ist heute, wie tausend andere vor ihm auch. Aber über dem Kißlinghof ist Feiertagsstimmung.

Im dunklen Gewand steht der Bauer im Gespräch mit Männern aus der Nachbarschaft. Vor dem hochbeladenen Wagen zerren die Gäule am Geschirr und wehren mit Stampfen und Schlagen das lästige Fliegenzeug.

Jetzt rollt der Wagen knarrend aus dem Hof.

»Und grüeß mir sie a ....!« ruft die Bäuerin den Männern nach.

Denen die Grüße gelten, sind viele Hunderte von Männern, Frauen und Kindern aus dem Österreichischen. Sind heimatlose Flüchtlinge, Vertriebene, Geächtete, sind Kämpfer um deutschen Glauben. Da Jakob Kißling vor Tagen Kunde erhielt, daß die Regierung den Flüchtlingen in der nahen Stadt Asyl geboten hatte, war ihm klar, daß geholfen werden mußte.

»Helfen!« Dies einzige Wort sprach Kißling und sein Ruf ging rundum durch die Schwabendörfer. Dem Wort aber folgte die Tat.

In der glühenden Mittagszeit rollen Fuhrwerk um Fuhr-

werk mit Gaben. Tausend Grüße und Wünsche geleiten sie, im Zeichen einer neuen Gemeinschaft des Volkes ....

Im Lager am Stadtrand von Bielova ist emsiges Treiben. Die SA-Männer aus Kärnten und Steiermark mit Frauen und Kindern sind dabei, sich häuslich einzurichten. Mit den Ämtern und Behörden ist Fühlung genommen, die Unterkünfte sind eingeteilt, die Beschäftigung geregelt.

In der Lagerführung werden gerade Alltagssorgen besprochen, als der Torposten die Bauern meldet. Unweit der Lagereinfahrt haben die Wagen gehalten.

Jakob Kißling war ins Lager gegangen und nun steht er verlegen und unbeholfen.

»Heil Hitler!« Der Lagerführer Egger begrüßt ihn mit Handschlag.

Es dauert geraume Zeit, ehe Kißling anhebt, zu erklären. »Schwabe sein mir aus der Gegend. Deitsche wie ihr, un helfe woll mer eich.«

Ihm war es nun leichter, dem Bauern, der aus sich heraus etwas getan, wozu tausend andere erst der Bitte, Aufklärung und Nötigung bedürfen.

»Ich kann Ihnen im Augenblick nicht mehr als Dank sagen im Namen der Frauen, Kinder und Kameraden«, sagt Egger und umschließt mit beiden Händen Kißlings harte Bauernhand .... Zutiefst bewegt sind in diesem Augenblick die Beschenkten und der Gebende.

Sie alle fühlen und erleben die schicksalshafte Verbundenheit deutscher Menschen über alle Grenzen hinweg ....

Dann kommen Dankesworte aus übervollen Herzen, bis Kißling verlegen abwehrend fragt:

»Derf mer sie reinhole, die Wage? ....«

Nun rumpeln die Fuhrwerke in den Lagerhof.

Schätze werden entladen und in den Kammern verstaut.

Von ihrem Leben erzählen die Schwaben, von den Kämpfen in der Heimat berichten die Männer. Vom Führer und vom neuen Deutschland reden sie, von Zukunft und Vergangenheit ....

Beim Abschied kommt die Einladung zum Besuch ins Schwabendorf. Wieder ziehen die Wagen ihre Spur im Staub der Landstraße. Glück bleibt im Lager zurück und Glück ist in den Bauern, die nachdenklich ihre Rösser dem Dorf zulenken. Sonst hatten sie in diesen heißen, bis an den Abend mit Arbeit gefüllten Tagen kaum Raum für andere Gedanken als Sorge um Ernte und Wetter. Sahen sie in der Arbeit auch nicht nur das Einerlei des Alltags, sondern fühlten auch den Pulsschlag des lebendigen Seins, so durchbrach ihr Denken kaum jemals die Enge des eigenen Lebens. Heute aber lag Neues hinter ihnen. Ihr Sinnen hatte Grenzen und Schranken überflogen. Sie hatten geredet von der heimlichen, tiefen Sehnsucht ihrer Herzen, die sie kaum selbst gekannt ....

In der folgenden Nacht bringt ein Unwetter den seit Wochen erwarteten Regen.

Gewitterwind fährt durch die Halme der Felder und schüttelt an den trächtigen Ästen der Obstbäume. Der Sturm brüllt auf und dann klatschen schwere Tropfen auf die durstige Erde ....

Die Wasser stürzen aus dem pechfarbigen Himmel und des Wetters Windstöße umarmen alles Leben der Natur. Pressen es zueinander, verbinden es zu engstem Beisammensein.

Es ist, als ob die Allgewalt versinnbilden wollte, die

Menschen, die heute ein Schicksal in Ebbe und Flut ihres Lebens zueinander gebracht hatte....

Wieder ist eine Woche harter Arbeit um.

Auf den Feldern ist Ruhe, nur ein Glockenton fliegt durch die sonntägliche Stille.

In langen Zeilen stehen die Kornmänner wie zum Appell angetreten. Da und dort harrt noch ein goldenes Meer der blitzenden Sensen....

Durch diesen feiertäglichen Frieden marschiert eine kleine Gruppe vom Lager dem Dorf zu.

Als sie am Kirchplatz eintreffen und von den Bauern freundlich begrüßt werden, ist eben der Gottesdienst beendet.

Aus der dunklen Kühle der Kirche strömt das Volk. Frauen und Mädeln im Bunt ihrer alten Trachten. Neugierige Blicke streifen die Gesichter, Gekicher und Getuschel füllen den Platz, bis der alte Pfarrer unter seine Gläubigen tritt. Mit herzlichen Worten begrüßt er die Flüchtlinge und verweilt dann nachdenklich. Kurz nur, jetzt hebt er die Hände, steht wie segnend vor seiner Gemeinde, bis jeder Laut verstummt ist und alle Blicke seine Augen suchen....

Leise, getragen wie ein Choral, ertönt das Deutschlandlied.... Fremd in der Art des Gesanges, aber die Männer fühlen, daß das Lied zum Glaubensbekenntnis wird und der Augenblick zu einmaligem Erleben.

Lauter, härter und stolzer wird der Sang. Horst Wessels Kampflied klingt auf, brandet hinein ins Gotteshaus, gläubig und kampfbereit....

Nun haben sie zueinander gesprochen. Brücken sind gebaut über meertiefe Abgründe.

Welche Wege immer ihnen aus der Gemeinsamkeit ihres Blutes vorgezeichnet sein mögen, das Vertrauen zur Zukunft ist grenzenlos ....

Die Lieder sind verhallt. Vor den Menschen hier aber verlöschen in dieser Stunde alle Fernen, die das Dorf von Deutschland trennen.

Schwaben und Österreicher in fremdem Land sind gepackt vom Heranstürmen einer neuen Zeit und der Erkenntnis von Größe und Kraft ihres Volkes ...

Längst sind die Blätter gefallen, als in die Flüchtlingslager die Kunde von der Abreise kommt.

Ende November verlassen die Kämpfer die kleine gastfreundliche Stadt. In Bahnfahrt geht es nach Sussak, dem südslawischen Hafen am Quarnero.

Bei strahlender Herbstsonne sind zwei Schiffe vor Anker gegangen, die stolz die Flaggen des neuen Reiches zeigen. Das größere trägt an seinem Bug den Namen »Der Deutsche«, das kleinere »Sierra Cordoba«.

Deutsche Urlauberschiffe der Arbeitsfront sind es, die nun Arbeiter und Kämpfer aus dem deutschen Österreich heimführen sollen nach Deutschland ....

Die Bevölkerung der Stadt hat alles zu einem herzlichen Abschied getan. Die Frauen haben Spenden von Zigaretten und Wein verteilt. Durch ein dichtes Spalier von Menschen ziehen die Kämpfer, voran die eigene Musikkapelle, vom Bahnhof zum Hafen.

Die Flaggen des Reiches grüßen.

An Bord der Schiffe betreten die Flüchtlinge zum erstenmal deutschen Reichsboden. Freude und Dankbarkeit sprechen aus ihren Augen, ehe die Tiefe ihres Empfindens auch mit Worten Dank sagen läßt....

Staunen und scheue Bewunderung füllt die ersten Stunden. Kaum einer von ihnen stand jemals auf Schiffsplanken, wenige nur hatten eine Vorstellung vom Inneren dieser schwimmenden Hotels. Da saßen sie nun, die Bauern, SA-Männer aus Kärnten und Steiermark, die Pfeife im Mundwinkel, in den tiefen, weichen Ledermöbeln. Stumm und starr und musterten die Täfelung der Wände.

Dort ging einer auf Fußspitzen behutsam über den wunderbaren Teppich, der seine schwerbenagelten Schuhe in lautloses, gummibesohltes Schuhwerk verwandelte. Noch fehlte allen der behagliche Genuß des Gebotenen.

Der »Hias« aus dem Kärntner Oberland, der findet sich als erster zurecht. Während beim Mittagstisch die Stewards sie wie englische Lords bedienen und die meisten aus Verlegenheit sich den Genuß der gereichten guten Dinge versagen, meint der Hias ganz trocken: »Legts lei aufi, i hab eh an sakrischen Hunger.« Zu seinem Tischnachbar schmunzelt er: »Wia beim Alibaba ischt's do« und schüttelt verduzt den Kopf....

Schneller aber als gedacht, begannen sich die Gebirgsmenschen und Seeleute zu befreunden. Da gab es tausend Fragen und ebensoviel gute Ratschläge. Manchen Ulk und derben Scherz.

Als die Ankerketten rasselnd hochgehen, sind die Zweitausend auf den Dampfern heimisch geworden.

Durch die Adria und das Mittelländische Meer ziehen die Schiffe bei herrlichem Spätsommerwetter ihre Bahn....

Wunder über Wunder offenbaren sich. Bald sind es Delphine, die mit ihrem tollen Spiel helle Begeisterung erregen, bald Möven, die mit schrillem Schrei herabstoßen und zugeworfene Brocken aus der Luft fangen. Da die endlose Weite des Meeres, dort die Küste mit nie gesehener Vegetation. Über all dem bei Tag und Nacht die Wunder des südlichen Himmels .....

Wenn der Hias gut aufgelegt ist, dann zwickt er sich ins Bein und fragt laut lachend: »Bischt es, Hias, oder bischt damisch?« Pascht mit seiner bärigen Holzknechthand auf die nackten Oberschenkel, die klotzig aus der Ledernen hervorkommen, und strampft an Deck einen »Plattler«, daß den Matrosen die Augen übergehen. Jauchzt und jodelt, daß die Leut' wirklich meinen, »der Hias wär narrisch«.

In solchen Augenblicken aber legt der Hias den Finger wie ein Spitzbub auf den Mund und meint ernst: »Loßt's mi lei, so leb' i lei amol. I wer scho wieda b'sinnli wern« ....

Und er wurde »b'sinnli«, der SA-Mann Hias, viel eher, als er es glauben mochte ....

Die englische Zwingburg auf spanischem Boden – Gibraltar – war passiert.

Spanische Sonne lacht, auf dem Schiff herrscht fröhliches Leben. Der untergehende Sonnenball ist in Flammen gehüllt.

Später, als längst Ruhe an Bord ist, erwachen die Urgewalten der Natur. Sturmnacht im Biskaya. Haushohe Wogen und peitschende Regenböen .... Da kam auch für den Hias die Stunde der Besinnlichkeit.

»I moan, i hob z'vül gessen auf d' Nocht. Mir is ganz schiach und sakrisch«, knurrt er, während er taumelnd aus dem Bett steigt. Schimpft über die angeblich schlechte Luft, fliegt dann an die Wand, findet endlich die WC-Tür ....

Könnte er noch lesen, der Hias, dann hätte er längst das Schildchen »Besetzt« entdeckt.... So aber poltert er, drückt die Schnalle und flucht, bis sich seiner ein dienstbarer Geist annimmt.

»Tolle Sache, wat?« meint der.

»Wia hoaßt dös?« will der Hias wissen, da aber fallen die letzten Hemmungen und das Unheil nimmt seinen Lauf....

Am Morgen lacht wieder die Sonne. Hias' Gesicht ist leer, um seine Augen liegen Schatten, dick wie ein kleiner Finger und schwarz wie Nuß. Sein Magen ist müde und lustlos. Bis der Steward von heute nacht ihn mit bedeutungsvollem Augenzwinkern an die Theke führt und ein belebender starker Hamburger »Köm«, dann noch einer, das leibliche und seelische Gleichgewicht wieder herstellen.

Nachts begegnen sie im strahlenden Lichterglanz – wie ein schwimmendes Märchen – die »Bremen«....

Am frühen Morgen beginnt fieberhafte Arbeit. Rasiert wird, geputzt und gestriegelt....

Dann liegen die Schiffe am Pier in Bremerhaven....

Deutschland ist erreicht.... Die »Hitlerovci«, wie man sie in Jugoslawien nannte, sind daheim.

Frauen und Kinder kommen in das Familienlager Rummelsburg. Die Männer aber umschließen nach wenigen Tagen die Reihen der Legion....

Mit Winteranfang haben sich die Stände der Legion vervielfacht. Tag und Nacht kommen Flüchtlinge über die Grenze. Sie alle eint das Band der Legionskameradschaft. In alle Zukunft wird jeder Legionär sich an den Beginn des Weges der Legion besinnen.

Niemals stand als Gesetz ihres Handelns anderes als Glaube und Charakter. Nicht Wissen, Besitz oder Herkunft hatte Gültigkeit. Nicht Kompromisse und Zugeständnisse konnten ihren Weg beeinflussen.

Aus diesem Urgrund ihres Wesens heraus haben sie nie verhandelt, sondern sind dem Führer gefolgt ohne Zögern auf allen seinen Wegen.

Sie kannten nie die beschauliche Ruhe des bequemen Bürgertums. Den Glauben an ihre Revolution haben sie gepredigt, gerade dort, wo sie härtesten Widerstand vermuteten oder fanden.

Wie in der Heimat als Sturmabteilungsmänner, so wollen sie hier nun erst recht des Führers Getreueste sein. Alles haben sie abgetan, was als allzu menschliches Gepäck ihren Marsch behindern konnte, jeden persönlichen Wunsch, Eigenbrötelei und falschen Individualismus. Freudig und stolz haben sie sich wieder eingeordnet in die Front im Kampf um Deutschland ....

In Wien, Herbst 1934 – Mit Starhemberg im Ha=De=Le – Legionär in der Polizeifunkstelle Wien – Von Herrn Adam: »Österreich ist sich seiner Sendung bewußt«

Die Fieberschauer der Julitage 34 sind von Wien gewichen. Die äußeren Symptome sind verschwunden. Geblieben sind, stärker denn je, die Todeskeime in den Krankheitsherden .... »Operation gelungen, Patient weiter im Sterben ....«

Und dies zum zweiten Male in diesem Jahr.

Es ist Nacht. Wie hektische Flecken auf den Wangen eines Sterbenden glühen die Lichter von Wien. Die animierte Stimmung gleicht der nervösen, zuckenden Hast des Todeskampfes ....

Trotzdem .... Wien ruft »Wir san wir ....!«

Berlin würde trocken »uns kann keener ....!« sagen.

Wie es wirklich um Stadt und Land steht, wissen nur die, die zu nächtlicher Stunde in den Kellerbars der Innenstadt ihr Gewissen mit nackten Weibern, Sekt und Kokain betäuben ....

Vor dem »Ha=De=Le«, dem »Haus der Leidenschaften«, in der Laudongasse hält eine schwere Luxuslimousine. Fürst Rüdiger von Starhemberg mit »Garde« und »Damen« ....

»Renn' Lausbua, da Firscht ....!« pfaucht der livrierte Portier zum Boy. Der fliegt Hals über Kopf die Stiegen in den Keller, um »Ober« und Animierdamen zu alarmieren.

»Da Firscht«, plärrt er und steht dann atemlos und erwartungsvoll an der Treppe.

Er kennt so gut wie der »Ober« seine Gäste, der kleine Wiener Lausbub.

»Wann er b'soffn is, und b'soffn is a immer, is da Firscht mei bester Kren!« Dieser Oberkellner im Frack mit den Allüren eines verkrachten Aristokraten wußte genau, was er sprach. Mit den Augen des gewiegten Menschenkenners durchleuchtet er seine Gäste.

Er sieht die nicht aufgeklebten Marken in der Brieftasche des kleinen »Portokassenkavaliers« der Vaterländischen Front, die bei ihm zur Flasche »Schampus« werden. Er hüllt sich in den Mantel stolzester Unnahbarkeit gegenüber »Hahnenschwänzlern«, die gelegentlich sich den Ort fürstlicher Leidenschaften betrachten wollen.

Und er erstirbt in angeborener lakaienhafter Unterwürfigkeit vor dem Nimbus adeliger Namen . . . .

Der kleine Boy steht stramm, reckt drei Finger zur Kellerdecke und ruft »Treu!« . . . . Aber weder der Fürst, noch seine Trabanten nehmen Notiz von dieser trinkgeldhungrigen Treuekundgebung. Doch es gibt so etwas wie ein goldiges Wienerherz . . . .

»Ferry, gibt denn dem kleinen Buben niemand etwas?«

Empört ist dieser Ausruf von geschminkten Lippen gekommen. Die elegante Dame, Schauspielerin am . . . . Theater, scheint wirklich zornig zu sein.

»Oh, Pardon, i hab ihn gar net g'sehn, den Kleinen«, näselt es und dann raschelt ein Papier diskret in Peperls begehrliche Finger.

»Küß d'Hand, gnä' Freil'n. I dank recht sehr«, lispelt der zukünftige Oberkellner und verzieht sich blitzartig. Denn es könnte jemand von den Angestellten die »Schüllinge« wittern. Dann gäbe es ein paar »Watschen« und das Geld wäre »Hab' die Ehre« . . . .

Im Lokal ist Stimmung. Der unrühmliche Nachkomme

eines alten Geschlechtes lehnt blasiert in der Loge, der Herr Ober harrt der fürstlichen Befehle .... Das Weiberzeug wirft girrende Blicke .... Das noch nicht zahlreiche Publikum erstirbt in starrem Glotzen ....

Der Ober knickt in sich. »Durchlaucht, bitte sehr. Echt französischer Sekt. Ganz alt ....«

Hinter den Kulissen ist unter den Servierern ein bitterer Kampf entbrannt um den Tisch des »größten Krens« .... Der »Österreichische Kulturabend« in seiner ganzen intimen Individualität ist im Gange ....

Noch einmal ist die österreichische Kultur gerettet, noch einmal hat man die drohende Faust des Volkes zurückgeschlagen ....

Längst ist das Lokal geschlossen, um den erlauchten Kreis nicht zu stören .... Es riecht nach schwülem Parfüm, nach nacktem Frauenfleisch. Die fürstlichen Ahnen grinsen hämisch aus dem perlenden französischen Sekt. Die weiße Asche teuerster Zigaretten bestäubt den unbezahlten fürstlichen Frack .... Nüchtern und kühl notierend lauert der »Ober« in der Ecke ....

Im Dienstzimmer der Wiener Polizeifunkstelle surren die Apparate. Eintönig, kurz und lang .... Kühle Sachlichkeit beherrscht den Raum. Von der weißen Wand schaut hart das Bild des Vizekanzlers Major Fey ....

Der diensttuende Beamte am Feldbett fängt nachdenklich den Blick auf.

»Wie eine Sphynx«, überlegt Inspektor Förster. Gefährlich und unergründlich, grausam und kalt .... Die Gedanken irren ab, gleiten zurück aus dem brodelnden Hexen-

kessel Wien in die klare, gesunde Luft des Mölltales im Kärntner Oberland. Förster sieht sich als Gendarmeriebeamten in Dellach im Mölltal, ohne Gewissenskonflikte, streng und gerecht im Dienst. Ja, das war damals vor 33 .... Plötzlich kam die Kommandierung zur Polizei nach Wien.

Wie sagte Klausner, der alte Frontoffizier und Gauleiter zu ihm? »Gehn Sie, Förster, wir brauchen Sie in Wien notwendiger, als dort oben in Dellach ....«

Ein Jahr war er nun in Wien. Die Februarrevolte 34 war im Kartätschenfeuer erstickt. Damals noch konnte er dem Bild an der Wand in die Augen blicken. Ohne Zweifel und Gewissensqualen ....

Hubert Förster ist kein Großstadtkind. Er trägt in sich die Härte und Schwere der heimatlichen Berge, den Ernst des gegebenen Manneswortes. Er ist ein Grübler, ein Mensch, der sein Tun und Handeln abwägt und beurteilt.

Er ist Polizeibeamter und ihn bindet ein Diensteid. Er bindet ihn zwar an etwas, das er ablehnt, glühend bekämpft und verneint.

Er steht seit 31 in den Reihen der Bewegung. Er gehört zu denen, die er, seinem Diensteid zufolge, bis aufs Messer bekämpfen müßte.

»Da war's wohl, daß ich das gegebene Wort brach.«

Wie sagt der Führer? »Menschenrecht bricht Staatsrecht.«

Noch gab es kein Buch, in dem unter dem zierlichen Bäuchlein eines verschnörkelten Paragraphenzeichens zu finden war, wann die Theorie dieses Satzes ohne persönliche Verantwortungsbereitschaft anwendbar wäre. Noch mußte der Mensch im Österreichischen bereit sein, einzustehen dafür, was er für Recht hielt, und die Folgen der Handlungsweise

aus innerer Überzeugung tragen.

Daher wird Förster seine Dienstpflicht weiter verletzen, wenn es gilt, die Kameraden vor Zuchthaus und KZ-Lager zu bewahren. Er selbst weiß nicht, wie es kam, daß er im letzten Augenblick am 25. Juli aus dem Bundeskanzleramt abberufen wurde und nun hier – statt im Landesgericht sitzt. Er weiß nur, daß sein Handeln frei ist von allen eigennützigen Gedanken, daß es einzig und allein dem Ziel gilt, dem sich die Bewegung verschworen hat....

Ein pfeifender Ruf des Apparates zerbricht die Kette seiner Gedanken.

Polizeifunk Villach: warnen – warnen – zwei bekannte Nazi nach Wien abgereist – – – Erhebungen zufolge Anschlag geplant.... Namen folgen nach beendeter Feststellung.... 0 Uhr 15.... Polizei Villach....

Försters Gewissensnot ist untergegangen. Vor seinen Augen zucken in flammender Schrift die ersten Worte der Depesche: w a r n e n.... w a r n e n....!

Er überlegt in Ruhe....

Dann erst geht die Depesche telephonisch an die zuständige Stelle weiter.

Langsam schleichen die Nachtstunden. Müde und uninteressiert ticken und summen die Apparate....

Im Ha-de-Le bedecken leere Sektflaschen den Boden. Die Luft ist dick und grau. Grau wie das Zwielicht des Morgens, in das der Fürst hineinschwankt. Ein Zwielicht, wie Österreichs Politik, das Illusionen zerstört und die fürstliche Gesellschaft zu dem stempelt, was sie ist: Zu Parasiten eines ausgeschundenen Volkes....

Am Polizeifunk ist um sechs Uhr Ablösung ....

Hubert Förster sitzt kurz nachher, übernächtig, müde und hungrig beim Frühstück im Kaffee Mozart in der Beatrixgasse. Von den Studenten der Tierärztlichen Hochschule zechen noch die letzten Bummler der vergangenen Nacht. Vielleicht haben die Väter dieser jungen Menschen Sorgen um diese scheinbar hoffnungslosen Sprößlinge. Die Jungen aber sehen vor sich die ganze Öde ihrer Zukunft. Ob das Studium beendet ist oder nicht, nachher steht Arbeitslosigkeit, winkt bestenfalls eine Tätigkeit als Versicherungsagent oder Vertreter ....

Die Zeit ruft zum Kampf. So stehen sie in der SA und mitten in der politischen Arbeit. Die akademische Jugend Österreichs hört Vorlesungen und ist mit heißem Herzen beteiligt am großen Ringen um die Freiheit der Heimat ....

»Arme Kerle«, denkt Förster und wirft verstohlen einen Blick nach dem Tisch, von dem leises und erregtes Gespräch zu ihm dringt. Dann mustert er die Tischreihen an den Fenstern. Noch fehlen die Kollegen, die vor der Wohnung des Vizekanzlers in der Reisnerstraße Dienst versehen. Er möchte ihnen jetzt nicht begegnen.

»Warnen .... warnen ....«, zuckt es ihm durch den Kopf. Da kommen doch die zwei, die er verständigen muß ....

Noch ist es Zeit zum D-Zug aus Klagenfurt. Förster zahlt, grüßt vor dem Hause Feys den diensttuenden Beamten, verweilt in kurzem Gespräch, ehe er weiter hinauf auf den Südbahnhof zugeht ....

Lange vor Ankunft des Zuges ist er am Bahnsteig.

Er hört kaum das Ausrufen, daß der D-Zug aus Bruck-Graz-Klagenfurt im Anrollen ist ....

»Ob er die beiden kennt?«

Aber da schiebt sich pfauchend und prustend die Schlange der Wagen in die Halle....

In der Nähe des Ausganges, mit dem unauffälligen Blick des Kriminalbeamten mustert er die vorbeigehenden Menschen. Dann huscht ein kleines, freudiges Lächeln über sein Gesicht, ehe er sich abwendet. Muck und König sind wie zwei, die meinen, daß sie nicht erwartet werden, zum Ausgang hinaus, hinter ihnen Förster.

»Wohin?« frägt König, als sie einen Augenblick unschlüssig vor dem Bahnhof stehen bleiben.

»Mit mir, meine Herren!« sagt hinter ihnen eine Stimme. Förster flüstert noch das Wort »Kriminalpolizei« und zeigt verstohlen aus der Hosentasche die Kennmarke.

Die Überraschung weicht einem kurzen Auflachen. Aber nur, bis der Inspektor ruhig aber energisch:

»In den nächsten Taxi und ab« sagt.

»Wieso?« will Muck wissen, als sie im Wagen sitzen.

»Weil es doch besser ist, daß ich euch hole, als einer meiner Kollegen«, meint Förster sarkastisch und bedeutungsvoll.

»Kaffee Mozart, Beatrixgasse!« befiehlt er anschließend dem fragenden Chauffeur.

Das weitere ist eine schweigende Fahrt....

Im »Mozart« sitzen sie beim Kaffee. Noch kam keine Erklärung.

»Wieso?« fragt Muck noch einmal und sein Gesichtsausdruck ist alles eher als intelligent zu nennen. König sitzt stumm mit krauser Stirne.

»Du willst wissen wieso?« beginnt Förster nachdenklich nach einer weiteren Pause. Spricht nichts, sondern wühlt in seinen Taschen und legt dann dem Muck einen kleinen Strei=

fen hin, der mit den Worten beginnt: »Warnen .... warnen ....«

Der Muck sagt »Danke« und schiebt den Zettel zu König. Der sagt überhaupt nichts, sondern hat irgendwie Försters Hand unter dem Tisch genommen und wortlos gedrückt.

»Ich bringe euch noch unter, dann ist meine Mission erfüllt. Ich haue ab, ich hab hier kaum noch etwas verloren«, lächelt der Inspektor und nickt hinüber zu dem Tisch der Studenten ....

Einer mit blondem Schopf kneift ein Auge zu, nickt zurück, erhebt sich und kommt unauffällig.

Stellt sich hinter Muck, der ihm den Rücken zeigt, und sagt: »Servus, Muck!« Steht und legt sein Gesicht in viele Dackelfalten, die tausend Dinge sagen.

Aber der kleine Muck hat eben seine lahme Hand gestreichelt und ist heute nicht mehr zu überraschen. Darum sieht er über seinen Rockkragen nach hinten, zwinkert mit den Augen, packt die Hand, die sich ihm entgegenstreckt und lacht: »Net, das is doch nett! Servus, Fredi, net?«

Dann fährt der Blonde mit der Hand durch Mucks Haare, denn er weiß noch vom Freikorps her, das mag der Muck net. Und dann lachen sie beide, lachen, ohne ein Wort zu sagen. Aber in diesem Lachen liegen ganze Jahre gemeinsamen Erlebens und Verstehens. In der folgenden kurzen Pause lüftet König kurz und knapp seinen edelsten Körperteil. »König!«, der Blonde murmelt unverständlich seinen Namen.

Förster hat den ganzen Vorgang kritisch, aber zufrieden beobachtet. Jetzt erhebt er sich, »die zwei beherbergst in der Hochschule«, ist alles, was er sagt. Der Blonde nickt wortlos, dann verläßt der Kriminalinspektor das Lokal. Sein Dienst

am Volk ist beendet. Sollte einmal einer das alles nicht verstehen, dann wird er nur schmunzeln und sich etwas Unaussprechliches denken.

Unter dem Dach der Tierärztlichen Hochschule haben zwei müde Gesellen Unterschlupf und Ruhe gefunden. Der Adler, der in seinen Klauen ein rot-weiß-rotes Schild hält, ahnt nichts davon. Auch die Züge der christlichen Stadtbahn pusten wie immer im vaterländischen Geiste der Linken Bahngasse entlang. Es ist alles in Ordnung im österreichischen Bundesstaat. Alles, auch der Hubert Förster ist in der »Vaterländischen Front« ....

Herr Adam steht an diesem Abend am Mikrophon und erzählt der Welt, daß Österreich, geschlossen wie noch nie, sich seiner Sendung bewußt ist ....

Irgendwie hat er recht, der Herr Adam, der Propagandachef des Systems ....

König und Muck haben die im Juli zerrissenen Fäden neu geknüpft. Mühselig und gefährlich war die Arbeit ....

Eines Tages steht der Muck allein in Wien. Nicht allein, aber doch losgelöst von dort unten, von Kärnten. Nur im »Mozart«, da ist noch ein Stück Heimat, da singen sie an Abenden von Kärnten, da reden sie von den harten Kämpfen drunten an den Karawanken ....

Schließlich aber kommt die Stunde, da auch Försters schützende Hand nicht verhindern kann, daß der Muck fort muß. Der Blonde vom »Mozart« bringt ihn wortlos zur Bahn.

»Erzähl draußen von uns, Muck. Sag ihnen, daß hier nicht weniger Deutschland ist als drüben, jenseits der Grenzen. Lasse sie wissen, daß es kein Österreich gibt. Sag ihnen, daß

wir gerne sterben wollen, damit die leben können, die nach uns sind« ....

Am nächsten Morgen steht Muck am Salzburger Bahnhof.

Seine Hand zerknüllt in der Tasche eine halbe Visitenkarte .... immer wieder tasten die Finger nach diesem Stückchen Papier, das Freiheit bedeutet ....

Der Juwelier Moser tut kaum erstaunt, als an diesem Vormittag ein fremder Mann das abgerissene Stück Papier vor ihn auf den Verkaufstisch legt.

»Um ein Uhr kommen's wieder.«

Der Muck geht wortlos, wie er den Laden betreten.

Pünktlich zur angegebenen Stunde ist er da. Der Eisenbahner in Uniform, der eifrig einen Ehering suchte, war wohl schon längst vor ihm gekommen.

»Auch einer«, stellt der Juwelier Moser vor, als Muck eintrat.

»Aha«, tut der Uniformierte und sucht weiter, als ginge es um Leben und Tod. Der Muck steht daneben, abwartend und enttäuscht.

»Kommen S' mit mir, der hat doch nix G'scheites«, meint unvermittelt der Bahnbeamte. Nimmt Muck bei der Hand und zieht ihn grußlos und ohne Worte der Erklärung auf die Straße.

Dort forscht er im Gesicht und meint: »Um sieben Uhr auf d'Nacht treffen wir uns am Bahnhof. Nehmen S' Ihnen a Perronkarten und warten S' bei der Sperre, wo die Bayrischen stehn.« Sagt es und verschwindet ohne jede weitere Erklärung.

Was nächtens kam, schien wie ein Traum.

Als Muck im Viehwaggon stand und die Stimme befahl, »in Freilassing springen S' raus!« war der Zug bereits im

Fahren. Rumpelte aus Salzburg, hinein nach Deutschland. Im Hals des Muck pumperte das Herz komisch und wonnig ....

Auch an diesem Abend stand Herr Adam vor dem Mikrophon und sprach zur Welt von der Sendung Österreichs ....

Während Herr Adam, der Propagandachef des Regimes, plauderte, war Österreich längst in Deutschland. Nicht daß Muck Österreich gewesen wäre .... nicht daß die zehntausend Legionäre Österreich gewesen wären .... aber das ganze zuckende, heiße Herz dieses Landes war mit den Menschen über die Grenze gegangen ....

Dann steht Muck in München, steht da, verwirrt, benommen und aufgewühlt, wie vor Halbjahresfrist der Lindner und die anderen Legionäre .... Hilflos steht er auf dem Boden, für den er zwei Jahrzehnte gekämpft. Nicht in einem Verein, nach Statuten, nach Paragraphen und Bestätigungen, sondern nur aus dem Herzen heraus, so wie man ein Ding tut, weil es sein muß, weil man nicht anders kann ....«

Man weist ihm den Weg nach Grasselfing .... an der Amper, wo kurz vorher Lieder der Legion erklungen waren. Dort steht er vor Männern der Heimat, die sein Herz nicht sehen, sondern Belege sehen wollen. Belege, die eine Welt bedeuten. Die von Verdiensten sprechen. Die nüchtern und trocken bestätigen, daß er »deutsch« war. Der kleine Muck, er müht sich mit Worten und Gesten den Nachweis zu bringen .... Vergeblich! .... Der Buchstabe, schwarz auf weißem Papier, steht siegreich gegen das blutige Rot seines Herzens ....

So klein er ist, der Muck, so stark ist die Kraft seines

Glaubens .... Wie immer siegt schließlich der Glaube.

»Du glaubst es nicht, Kamerad?«

»Waren da nicht in Berlin die Kerle, die ihn kannten?« Der Muck lacht, als er bittet, telegraphieren zu dürfen. »Spengler, Berlin, Propministerium .... Erbitte Nachweis meiner Tätigkeit. Muck« ....

Die Antwort des Fernschreibers kommt umgehend. »Propministerium Berlin bestätigt einwandfreie Haltung und Tätigkeit Muck Wagner. Spengler, Standartenführer.« .... Verlegene Gesichter, gewundene Erklärungen, aber der Fernschreiber tat Wunder ....

In der Nacht noch trägt der D-Zug den Muck nach Berlin ....

Der Weg nach Deutschland durch das Frauenstrafhaus Wr.-Neudorf

In den Wochen und Monaten, die der Volkserhebung folgen, füllen sich die düsteren Gemäuer der Gefängnisse, Zuchthäuser und Konzentrationslager dieses christlichen Staates mit den politischen Soldaten Adolf Hitlers.

»Verhaften und einsperren!« ist die Losung.

»Verhaften und einsperren!« ist alles, was die christliche Bundesregierung dem revolutionärem Gedankengut der Bewegung entgegenzustellen hat.

Die Gerichte haben mit Volldampf gearbeitet. Todesurteile waren verhängt und vollzogen, zehntausend Jahre Zuchthausstrafen ausgesprochen....

Schuschnigg und der Klüngel um ihn triumphieren....

Karl Turner hatte seine Zelle im Zuchthaus Karlau bei Graz bezogen und im Frauenstrafhaus Wr.-Neudorf Maria Kenitz ihre Kleider bereits mit dem blau-weiß gestreiften Anstaltskittel vertauscht....

Mürrisch und neugierig heben sich Frauenköpfe von den Betten des großen Schlafsaales. Schräge Augen betasten die »Neue«, die, von einer Ordensschwester geleitet, zu so später Stunde die Hausruhe stört. Mit raschen Blicken überfliegt Maria den Saal mit seinen ungefähr zwanzig Betten. Wie in einer Aufbahrungshalle liegen die Frauen auf den hohen, eckigen Strohsäcken, die Särgen gleich aus eisernen Bettgestellen ragen.

»Da also soll für die nächsten fünf Jahre mein Weg enden«, überlegt sie, während die Schwester ein Bett zuweist, das Flüstern im Saal scharf rügt, um dann im Geräusche des wallenden Gewandes auf lautlosen Sohlen zu entschwinden. Kaum hat sich die Tür hinter ihr geschlossen, werden Stimmen laut.

»Was hast ausgefressen?« fragt es vom Nachbarbett.

»Wie heißt du?« will eine andere wissen.

»Wo kommst denn her?« ruft es laut durch den Saal.

»Wie lange hast?« ist aber die einzige Frage, die Antwort findet.

»Fünf Jahre«, sagt Maria mit vor Erregung heiserer Stimme, lauter, als sie wollte.

»Na hörst!« und in dem Ausruf liegt beinahe ein Ausdruck von Hochachtung. Mit einiger Überwindung setzt sich Maria auf den Rand des Bettes, unschlüssig und angeekelt.

»Geh, leg' dich nieder! Warst denn noch nie da herin?« fragt die Nachbarin.

Kenitz kann ein leises Lächeln nicht unterdrücken, aber sie sieht ein, daß der erste Rat gut ist, streift nur die Schuhe ab und liegt dann angezogen auf dem Bett....

Schneller als sie gedacht, umfängt sie erlösender Schlaf und läßt vergessen, was war und um sie herum ist....

Zuchthausnacht, öde Wände, gedämpftes Licht und stickige Luft, rasselndes Gehuste, Menschen, die in schweren Träumen aufschreien und wild um sich schlagen....

Lange vor Morgengrauen wird sie wach, liegt mit offenen Augen und starrt zur Decke. Denkt zurück an die letzten Wochen und Tage.... Polizeiarrest, Untersuchungshaft, Standgerichtsverhandlung, Urteil.... bis sie dann gestern, gleich einer Schwerverbrecherin, hier eingeliefert wurde....

Maria deckt die Hände vor das Gesicht und überlegt: »Wie soll das hier werden? Ist es überhaupt möglich, in diesem Raum, in dieser Umgebung Jahre zu verbringen?« .... Feucht rinnt es zwischen den Fingern. Sie weint lautlos.... Nicht Angst, nicht Leid oder Kummer, nur ein Entgleiten der seit Wochen zum Äußersten angespannten Nerven.... Dann besinnt sie sich: »Grübele nicht und werde nicht schwach. Es kommt doch nichts dabei heraus! Durchhalten mußt du, denn am Ende dieses Weges kann nichts als die Erfüllung unseres Sehnens sein!«....

Nach dem Aufstehen folgt die erste »Tuchfühlung« mit den anderen »Kindern«, wie sie die Ordensschwester nennen. Diese »Kinder« sind Mörderinnen, Diebinnen, Brandstifterinnen und Falschmünzerinnen.

Nur zwei junge Mädel verharren in der gegenüberliegenden Saalecke, betrachten Maria und kommen dann langsam näher. Die Blicke begegnen sich. »Heil Hitler!« Kein Wort mehr und drei Mädchenhände umschließen sich mit festem Druck....

Frauenschicksal im allerchristlichsten Staate Europas, im Namen Gottes!

Maria ist frohbewegt über dieses Zusammentreffen. Dem Namen nach kennen sie sich aus den Zeitungsberichten. Liesl Berger aus Tirol, zum Tode verurteilt, dann zu acht Jahren Kerker begnadigt. Ihre Landsmännin Grete Halder soll hier zwei Jahre und ihr Verlobter sechs Jahre in Garsten verbringen....

Die Tretmühle des ersten Tages hat leidlich begonnen.... Nach dieser kurzen Aussprache geht es hinunter in die

Tagesräume zum Arbeiten und Beten....

Auf den harten Klappstühlen im Arbeitssaal werden Papiersäcke geklebt, tausend, zehntausend, hunderttausend.... Gobelinstickerei verfertigt, Nadelstich um Nadelstich, Tag um Tag, Stunde um Stunde.... dazwischen Gebete oder kirchliche Lieder.... Beten – singen – arbeiten – beten – geisttötend und stumpfsinnig....

Im grauen Einerlei des Alltages verrinnen Tage und Wochen. Als Lichtblick bleiben die Abendstunden, in denen die drei Mädel sich selbst und ihren Gedanken gehören.

Fünf Jahre soll das so fortgehen....!

Aber die Natur hilft, denn was anfangs unmöglich schien, wird langsam zur Gewohnheit.... Die unbeschreibbare Luft.... der Umgang mit Verbrecherinnen.... das Essen und Schlafen, das widerwärtige salbungsvolle Getue der Ordensschwester....

Eines Tages gesellt sich noch eine Schicksalsgefährtin zu den Dreien.... Marias Kameradin aus der Kampfzeit, die sechzigjährige Frau Seldau, Kellnerin in Janachs Gastwirtschaft in Klagenfurt, teilt ihr Los....

Die ersten sechs Monate sind vom Kalender gestrichen.... noch neunmal sechs Monate liegen vor Maria.... dazu kommen Sorgen, die sie sich um die bisher so frohe Grete macht. Das Mädel wurde verschlossen und sieht zum Erbarmen aus; aber alle an sie gestellten Fragen bleiben unbeantwortet....

Bis ein Abend kommt, an dem beide am Bett sitzen.... Eine ganze Weile wartet Maria. Die Gretl bleibt stumm.... dann aber würgt sich etwas hoch in ihr und plötzlich liegt

sie schluchzend auf Marias Schoß mit bittend hingestreckten Händen .... Da legt Maria ihr Gesicht nahe an die kleine Kameradin und fragt mit unendlicher fraulicher Güte, wie eine Mutter ihr verstörtes Kind begütet, »wo fehlt's denn, Gretelein?«

Aus einem tränennassem Gesicht sehen ein paar verzweifelte Augen an ihr vorbei .... dann schlingen sich zwei Arme ruckartig um Marias Nacken .... aber kein Laut kommt über ihre blassen Lippen.

»Hast Sehnsucht nach heim?« Darauf folgt nur ein langsames Schütteln des Kopfes. Maria will nicht drängen, schweigt und legt ihren Arm um die zuckenden Schultern. So sitzen sie, bis das Glockenzeichen zum Bettgehen mahnt.

Die Zeit eilt erbarmungslos weiter ....

Eines Abends lehnt Gretl an einem Fenster des Schlafsaales mit dunklen Ringen um die Augen und wehem Herzen, das wie ein Stein in der Brust drückt, ratlos und müde. Sie sieht keinen Ausweg in Seelennot ....

»Würde sie wirklich in dieser Lage einem Kind das Leben geben? In dieser grauenvollen Umgebung, in dieser Atmosphäre von Dirnen- und Verbrechertum?

Bei minderwertiger Ernährung sollte sie ein neues Leben in sich aufbauen: Ihr Inneres wehrt und bäumt sich dagegen auf. »Nein! Ich will nicht!«

Und sie hat sich doch so gesehnt nach einem Kind. Aber nun kommt es ihr vor wie brutale Vergewaltigung. Und er, der Peter, saß in Garsten, konnte ihr nicht raten und helfen in diesen schweren Stunden.

»Hab' ich ihn überhaupt noch lieb?« Bei diesen Gedanken

überkommt sie ein Glücksgefühl und sie weiß: »Ja, ich liebe ihn. Ich könnte ohne ihn nicht weiterleben!«

Mit einem Male fühlt sie, daß all dies Fremde sie nicht zerbrechen kann. Die ganze Kraft ihrer Liebe überflutet sie. »Ich will stark sein, du Lieber!« sagt sie leise mit versonnenem Lächeln....

An das kühle Eisen des Fenstergitters lehnt sie den heißen Kopf.... dann schleppt sie sich müde zu ihrem Bett und kauert sich fröstelnd zusammen. Sieht über den Bretterboden hin zu den trüben Scheiben der Fenster und die Gedanken kreisen wie Garn um die Spule, immer herum, immerzu....

Dann steht Maria vor ihr.

»Gretl!« Vorwurf und Mitleid klingt aus dem einzigen Wort. Aber sie schüttelt nur müde den Kopf und ist ganz Abwehr....

Wieder ist nichts als Verzweiflung in ihr. Sie horcht in sich.... »durfte sie denn überhaupt so ein winziges Häuflein Mensch in diese Welt des Hasses zwingen?«.... Immer drehen sich ihre Gedanken und kreisen unaufhörlich um den selben Punkt....

Schon liegen sie alle längst in den Betten, als Maria eine tastende Hand fühlt. »Du, hilf mir, Maria! Ich will nicht, nein, ich will nicht!« schluchzt es zerquält zu ihr. »Ich werde Mutter und kann nicht! Hier nicht! Jetzt nicht! Hilf mir, bitte, bitte, hilf mir!....«

Diesem Ausbruch eines verzweifelten Herzens steht Maria im Augenblick fassungslos und hilflos gegenüber. Schnell aber leitet sie selbstsicherer fraulicher Instinkt. Hat sie auch

in den Jahren des Erwerbs und Kampfes kaum Zeit gehabt, Frau zu sein, jetzt überkommt sie schwesterliches und mütterliches Gefühl des Verstehens und weiblichen Erfühlens ....

Rasch ist sie aus dem Bett, sitzt neben der kleinen Kameradin, hält die eiskalten Hände und spricht leise beruhigende Worte, die ihr der Augenblick eingibt: Von gesegneter Erde, die trotz Not und Krieg alle Jahre gebiert und schenkt, von Wald und Meer, von dem großen Geheimnis des ewigen Werdens in der Natur. »Mutter sein, du liebes, kleines Menschlein, ist ewiges Gesetz.

Und wenn wir Frauen und Mädel in diesem Kampf um die Freiheit unseres Volkes mit den Männern in einer Front stehen, so bleibt doch Frau- und Muttersein für uns oberstes und letztes Gebot.«

Beiden lauschen sie den Worten nach .... Sachte streicht Maria über das Haar der Jüngeren: »Du kleine, tapfere Mutter, siehst du das ein?« ....

Da fühlt sie einen leisen Druck der Hände, sieht ein dankbar glänzendes Augenpaar und hört ganz leise: »Ja, Maria, ich will eine tapfere Mutter werden« und vorsichtig führt sie Marias Hand auf die Stelle, wo ein winzig kleines Körperchen unbewußt an das Tor der großen Welt klopft .... In das Dunkel des Raumes lächeln die beiden Frauen, trotz aller Not, beglückt im Gedanken an dieses große Wunder ....

Mögen ringsum Kampf und Gewalt toben, einmal kommt nach Regen Sonnenschein .... einmal, da wird auch die Volkwerdung Erfüllung, aus Glauben und Willen kämpfender Menschen geboren ....

Jetzt, da der Bann gebrochen, kommen die Worte, stockend und hilflos erst, dann sind es bald Frage und Antwort.

Maria erschließt sich in dieser Stunde ein Jungmädelschicksal, das voll Glück und Leid und Tapferkeit ist....

Zwei, die sich in der kleinen Heimatstadt in den Reihen der Bewegung fanden, liebten, bis die lodernden Flammen seines Werbens und seiner Liebe zusammenschlugen und alles Denken und alle Vernunft im Rausch einer einzigen Stunde ertrank....

Peter hatte eben sein Studium beendet, bald wollten sie heiraten.... da kamen die Julitage 34.... Wochen nachher sind Gretl und Peter verhaftet.... nun sollte er sechs Jahre in Garsten und sie zwei Jahre hier verbringen....

Bei diesem Gedanken schauert sie zusammen und schlägt die Hände vor das Gesicht. Bleibt aber ruhig, da Maria schützend den Arm um ihre Schultern legt und »tapferes Mädelchen« sagt....

Still wird es im Raum. Bald liegen beide müde und fröstelnd in den Betten. Schlaf trägt sie fort aus der Dumpfheit des Saales, weit fort in die Berge und Wälder der Heimat zu lieben Menschen und guten Kameraden....

Legionär im Zuchthaus Karlau – Aufzeichnungen eines Häftlings – Amnestie 1936

Im Männerzuchthaus Karlau bei Graz sitzt einer in der engen Einzelzelle, kahlgeschoren, im gestreiften Sträflingskittel, und kritzelt in winzig kleiner Schrift auf Papierzettelchen, die er sich, Gott weiß mit wieviel Schlauheit, gesammelt hat ....

Er will nicht vergessen, der Karl Turner, und schreibt die Eindrücke auf, frisch, wie sie auf ihn einstürmen .... Das einmalige Erleben von Not, Elend und Brutalität .... von Peitschenschlägen blindwütigen Hasses, stolzem Bekennertum, unbeugsamem Siegeswillen und bedingungsloser Kameradschaft.

Mai 34.

In Ketten ins Landesgericht. Tagelanges Warten. Einvernahme, Urteil .... Wieder in Ketten und unter Bajonetten geht es nach Wien. Die Fesseln reiben, die Handgelenke sind blutig und geschwollen.

Juli 34.

Eines Tages fallen vor dem neuen Gefängnis Schüsse, Maschinengewehre knattern. Unsere Gesichter pressen sich an die Gitter. Klopfenden Herzens lauschen wir in die Nacht. Wir sind in Henkershänden und können nicht helfen. Aber die Kameraden draußen werden siegen. Nein! Sie müssen siegen!

Stunden noch, dann sind auch wir wieder frei!

Verwundete werden eingeliefert! Was sie erzählen, läßt uns das Blut stocken! Keiner ist ohne Beulen und Striemen.

Schwerverwundete sind mit Gewehrkolben erschlagen worden.

August 34.

Die Erhebung ist zusammengebrochen.

Zwanzig Mann sind wir in der kleinen Einzelzelle. Geschlagen, getreten und blutüberströmt. Ich habe vergessen, die Stunden zu zählen. Wie lange bin ich schon in dieser Zelle? Ich lerne den Haß kennen und dieser Haß hält mich aufrecht, wenn der Glaube mich zu verlassen droht.

Wieder einmal wandere ich in eine andere Zelle. Ich danke dir, Kamerad, der du mir halfst, die Kettenlast treppenaufwärts zu schleppen. Nun bin ich wieder allein und habe Licht, soviel Licht, daß es Tag und Nacht nicht verlischt. Ungezählte Male kommt wie ein Raubtierdompteur der Aufseher und überprüft die kalten eisernen Glieder der Ketten.

Außen an der Zellentür hängt eine Tafel »Achtung – Karl Turner!« Es erinnert mich an Tafeln bei unseren Bauern »Achtung – bissiger Hund!« Ich muß laut lachen bei diesem Gedanken.

Eines Tages geht es wieder weiter – es gibt ja so viel Zuchthäuser in diesem Land.

Mit einer Stahlsäge entfernt man an einem frühen Morgen die Ketten. Sechs Stunden Bahnfahrt, dann bin ich in Graz.

In Karlau.

700 Mann sind wir in diesem Zuchthaus. Die vielen anderen Strafanstalten im Lande sind nicht minder gut besetzt. Die Zellen sind noch enger, sie drohen mich unfreiwilligen Einsiedler zu erdrücken.

Viel Hunger habe ich gelitten. Seit der Magen sich aber auf die Zuchthauskost eingerichtet hat, ertrage ich die Hungerqualen wesentlich leichter.

Auch dafür ist gesorgt, daß ich mich nie selbst finde und keinen Augenblick allein bin. Das kleine Spähloch an der Türe sorgt für die Pein dauernden Beobachtetseins.

Augenblicke kommen, da ich wahnsinnig werden könnte oder vor Überreizung toben möchte.

Einmal im Monat darf ich einen Brief schreiben und einmal im Monat Besuch empfangen. Die zweihundert Kilometer lange Strecke fährt die Mutter mit dem Fahrrad und das für zehn Minuten Besuch. Ich aber darf ihr nicht einmal die müden Hände drücken. Es wird bitter für sie gewesen sein.

In der Nebenzelle, der Kamerad konnte die Qual nicht mehr tragen. Er öffnete sich die Adern. Aber sie lassen ihn nicht sterben, nein, denn sie sind ja voll christlicher Barmherzigkeit. Deswegen werden wir auch dauernd beobachtet. Sie bewachen wie Kettenhunde unser Leben, denn wir sollen büßen, nicht sterben!

Auf der Kopftafel ober dem Bett des Kameraden steht: »Strafende mit dem Tode«! Er soll nie vergessen! Soll stündlich daran denken.

Ich gehöre zu den Glücklichen, auf meiner Tafel steht: »Strafende 27. Mai 39« . . . . noch 1440 Tage und Nächte . . . .

Juli 36.

Irgendwie ist durch die Mauern ein Gerücht zu mir gedrungen. Ich wehre mich, es zu glauben, und will es nicht hören! Nein, nein, nein! ....

Nicht Hoffnungen nähren! Bin ich denn wirklich wahnsinnig, daß ich trotz alledem glauben will? Oder gaukeln mir bereits die Sinne eine Fata Morgana vor?

Sollte wirklich ein Abkommen mit dem Reich getroffen sein und wir frei werden?

Nein! Quält uns nicht noch mehr, verlangt nicht unmenschliches Ertragen von uns.! .... Die Nerven fiebern. Der Kopf ist zerwühlt von erdrückender Fülle widerstrebender Gedanken ....

Nur ruhig bleiben, tief atmen, Zähne zusammenbeißen und die Fäuste ballen ....

16. August 36.

Eines Tages ist die Amnestie da ....!

Ich höre das Rasseln der Schlüssel, das Achzen von Zellentüren und Freudenschreie .... Jetzt, eben wird der Kamerad neben mir frei .... Darf auch ich hoffen? Da! War das nicht mein Name, der am Gang gerufen wurde? Dann schlägt der Schlüsselbund gegen meine Zellentüre .... Also auch ich ....

18. August 36.

Ich hatte wieder meine Kleider, war wieder Mensch unter Menschen. Unterschreiben und dann hinaus in die Freiheit .... »Halt!« höre ich den Beamten sagen und dieses kleine Wort schlug wie ein Blitz in mich ein. »Ein Irrtum« stellte er

fest. Ein falsch geschriebener Buchstabe. Ich war gar nicht der, der freigehen sollte....

Der Mensch wird wieder entkleidet.... Ich bin wieder Sträfling 637....

Jetzt nur nicht verrückt werden, nicht toben, nicht wüten .... Mutter! Standest du mit hundert Müttern vorm Tor? Hast vergeblich gewartet? Hab noch ein wenig Geduld....

Vierundfünfzig blieben wir zurück. Wie lange?....

In den ersten Septembertagen 36 öffnen sich für Maria und Turner die Zellentüren. Längst ist Grete Halder mit einem kleinen Peter in der Heimat. Später folgt auch sie dem Zug der Tausende ins Reich.

Zwischen den Jahren

Nürnberg steht im vollen Schmuck des Reichsparteitages. Hunderttausende umsäumen die Straße des Vorbeimarsches .... Jubel umbrandet die Marschblöcke.... der Jubel schwillt zum Orkan.... die Legion kommt....!

Hart und wuchtig knallen die Stiefel, hell leuchten die Augen aus braungebrannten Gesichtern. Weiß Gott! es gibt keinen unter den ungezählten Tausend, der bezweifeln wollte, daß diese Österreicher Soldaten sind. Stolz klopfen die Herzen derer, die zu diesem Tage heimlich aus Österreich kamen. Unter ihnen Turner und Maria....

»Unsere Legion....« sprechen die Herzen und damit umschließt all diese Menschen das Band der Legionskameradschaft....

»Emigrantengesindel« nannte sie die österreichische Presse, »Hochverräter« die Systemgerichte. Wie hätte auch ein Schuschnigg, ein Zernatto, Starhemberg oder Stockinger diese Menschen verstehen sollen?....

Aber die Zeit kann nicht still stehen. Der Zeiger der Schicksalsuhr für Menschen, Völker und Staaten rückt unaufhaltsam weiter.... Er zeigt die Stunden an, da Schwaches und Krankes zerbricht und Starkes und Gesundes aufersteht.

Erbarmungslos macht die Zeit ihre Geschichte....

Das Jahr ist abgelaufen.

Langsam wendet sich ein Blatt im Buche der Geschichte Europas. Der harte Griffel des Zeitgeschehens schreibt auf ein unbeschriebenes Blatt 1937....

Wieder ist es ein strahlender Herbsttag, an dem die Legionäre durch Nürnberg marschieren. Die blutroten Standarten leuchten in der Sonne, hell sind die Augen und hart der Tritt. Wieder nickt der Führer, als wollte er sagen: »Ist gut. Ich bin zufrieden mit euch« ....

Dann spricht der Führer zur ganzen Welt, mahnend, aber in seiner Stimme liegt die Härte eines eisernen Willens: »Es ist für das Reich untragbar, daß 10 Millionen Deutsche jenseits der Grenzen unterdrückt und gepeinigt werden, nur weil sie deutsch fühlen« ....! Eine ernste Warnung für jeden, der hören wollte ....

Das Jahr ist um. Die Glocken schlagen um Mitternacht. Ihr Klang ist drohend und hart .... sie künden ein neues Jahr .... 1938 ....

Europa schläft. Noch immer stehen die rot-weiß-roten Grenzpfähle .....

»Was sich in Deutschland zuträgt, ist Trug. Was der Führer spricht, ist leerer Schall. Was an Tanks, Kanonen und Flugzeugen gebaut wird, ist Bluff.« So meinen die Politiker in London und Paris, in Wien und Prag ....

Im Frühjahr soll der Führer, der Einladung Mussolinis folgend, nach Italien. Wird er über Österreich fahren? Wird er fliegen, um nicht Boden zu betreten, auf dem es verboten ist, sich zu ihm zu bekennen?

Fährt er über die Schweiz?

Die Zeit allein wird allen Fragen Antwort geben ....

Zeichen des Aufbruches und der Wende – Gauleiter Klausner beim Führer – Das Haus am See

Die ersten Schatten eines Winterabends senken sich in das Tal der Drau.

In rascher Fahrt gleitet der Abendzug, von Klagenfurt kommend, den Berghang unter der Hollenburg ins Rosental. Seine Räder wirbeln den pulvrigen Schnee hoch, der die dunklen Wagen in weiße Wolken hüllt.

Vom Zusammenfluß der Karnischen Alpen und der Karawankenwände blickt schwer und mächtig, einem Wachtturm gleich, der Mittagskogel am Ende des Tales.

Unberührt vom Zeitgeschehen ragen die Berge in den Abendhimmel. Tiefgrün, bedeckt von eisigen Schollen, rinnen die Wasser der Drau der Grenze zu ....

Stumm ist das Bild, das vor den großen glühenden Augen der schnaubenden Lokomotive liegt. Nur Menschen, die dieses Tal verstehen und der Landschaft mit wissenden Augen ins Gesicht blicken, offenbart sich der ganze Trutz der Grenzwand ....

Aber unter den Reisenden des Zuges ist nur einer, dessen Augen die Berge grüßen. Am Fenster, das der Frost zum Teil mit seinem eisigen Hauch verdeckt, blickt er gedankenvoll ins Tal hinab und hinüber zu den Bergen. Dem Zug voraus eilen seine Blicke bis ans Ende des Tales, wo im Dämmerschatten am Fuße des Mittagskogels und am Ufer des Aichwaldersees sein Haus liegt.

Vor zwei Tagen war es noch Berlin, das ihn gefangen

nahm – gestern Wien .... nun treibt es ihn aus der überwältigenden Fülle des Erlebten zu innerer Sammlung nach Hause ....

Der zerschossene Arm schmerzt, unruhig ist der Herzschlag. Schwere Verantwortung lastet auf den Schultern des Heimkehrenden. Sinnend hängt sein Blick an dem weißglitzernden Land.

Dann lehnt er in der Ecke mit geschlossenen Augen, überwältigt von Erinnerungen, die urplötzlich in ihm wach werden.

Sie kamen aus der Seele des Tales, dieses Tales, von dem es im Lied heißt: »Klinge hell und rein wie Stahl, deutsches Lied im Rosental« ....

Da unten waren doch einst die Menschen gestanden, hatten sich an den Händen gehalten und laut gefordert: »Deutsch – und frei – und ungeteilt!« .... Erst mit der Waffe in der Hand, dann mit der Stimme des Herzens hatten sie, alle geschlossen und einig, das ganze Volk von Kärnten – dieser Forderung zum Siege verholfen ....

Es klingt wie ein Märchen, denkt der Mann am Fenster. Was liegt alles zwischen damals und heute? ....

Jahre der Not, der Arbeitslosigkeit und des Parteienhaders! Kampf, Zweifel und neues Hoffen füllen die Jahre von 1919 bis heute, da man 1938 schreibt ....

Eine laute Stimme vertreibt die Schatten der Vergangenheit. In der breiten Mundart des Tales läuft die Unterhaltung im Abteil.

»Za hodica«, flucht es hinter ihm. Dem derben Wort folgt ein kräftiges Räuspern und – wie allen Verboten zum Trotz in dieser Zeit – spuckt der Sprecher vor sich auf den Boden des ständestaatlichen Abteils 3. Klasse. Es war, als wollte

er seine ganze Mißachtung dieser Einrichtung gegenüber dokumentieren. Bis auf den stillen Reisenden berührt dieser symbolisch zumutende Akt kaum einen der Anwesenden.

»An Dreck hab'n ma, nix als wia Weihrauch zum Damischmachen. All' z'samm an Dreck wert. Bagaschi elendige!« Energisch und unbekümmert um seine Zuhörer hat der Mann seine Feststellung getroffen.

Einige nicken wortlos dazu, nur einer meint: »Wohl wahr. Wohl wahr.« Nach einer besinnlichen Pause fährt der fort: »Kan Arbeit hab ma. Und wer an Arbeit hat, verdient an Dreck.«

»Ah, interessant, interessant«, schnauft ein Dicker, der bisher schweigend zugehört hatte. »I man aber, ganz versteht's ös die Sitavation nit!«

»Ha, wiaso?« tut einer erstaunt.

»Aha, habts ihr überhaupts schon nachgedacht, wiaso und warum? Ihr wüßt's wohl nix von da 1000-Mark-Sperre, von die Zollschwierigkeiten, von die Nazi und daß die Deitschen uns überhaupts umbringen wölln? Nix wüßt's ihr von die Banditen in der österreichischen Legion, die schon eahnere Spanganeteln wetzen tan. Wer is denn scho »deitsch« bei uns? Nix seind ma »deitsch«, östarreichisch seind mir und helfen tut uns neamt, wia da Franzos und da Engländer. Das müaßt's ihr verstehn und z'sammhalten mit unserer Regierung gegen die Deitschen.«

Als er atemlos und hochrot im Gesicht geendet hat, gleiten seine Augen erwartungsvoll von Gesicht zu Gesicht . . . .

»Dos varsteah i nit, weil i han noch nia an Franzosen oder Englischmann g'sehn. Sö Herr, sö seind a G'studierta, aber

wiar Bauern, wir sama do daham und habn alleweil gmoant, mir san deitsch!« meint einer bedächtig.

Eben will der Dicke weiter aufklären, als neben ihm der Einsame vom Fenster steht: »Glauben Sie eigentlich selbst daran, was Sie den Menschen eben erzählten?« Die Stimme ist hart, aber beherrscht.

»A freili, aber z'was mischen S' eahna überhaupts in unsern Dischkurs?«

»Weil das kein »Dischkurs«, sondern Lüge war!« Dabei wendet er sich den Männern zu: »Ward's ihr denn keiner im Feld und bei den Abwehrkämpfen? Kann sich keiner von euch daran erinnern, daß wir da unten einmal gekämpft haben, weil wir deutsch sein wollen?«

»A wohl, i schon«, nickt einer nach dem anderen. Und der mit der Pfeife, der Bodenspucker, der meint nachdenklich: »Teifl, mir sollt'n uns do kennen. Eahna müßt i do eigentlich schon irgendwo g'sehn habn.« Dabei fährt er mit dem Mundstückl der Pfeife über die Bartstoppeln am Kinn.

»Ha!« lacht er dann plötzlich auf und sein Gesicht legt sich in unzählige kleine Fältchen; »freili, Se seind doch der Hauptmann Klausner!«

Mit einem Ruck steht der Mann: »Kenns mi neamer, Herr Hauptmann? I bin doch der Moser von eahnerer Kompagnie!«

»Der Moser!« lacht Klausner und reicht dem alten Soldaten die gesunde Linke.

»In Galizien hats eahna 's Prazel lediert, Herr Hauptmann, bei Gorlice. Teifl noch amal!«

»Ja, mein Lieber, viele Jahre sind es her, seit damals.«

»Und was für Jahrln, gräusliche Jahrln, Herr Haupt-

mann.« Moser bestätigt und kratzt sich nachdenklich die fuchsroten und grauen Haare durcheinander auf seinem Bauernschädel, um dann bedächtig fortzufahren: »Wan ma's richtig überlegt, so schean, wia damals an der Front, wird's wohl nimmer.«

»Warum denn, Moser? Haben Sie darüber auch schon nachgedacht? Weil wir kameradschaftlich zusammengehalten haben. Weil wir nicht gefragt haben, bist ein Roter oder Schwarzer, ein Katholischer oder ein Protestant. Vom anderen wollten wir nur wissen, ob er ein anständiger Kamerad war. War's nicht so?« Da sie alle zustimmen, fährt der Hauptmann fort: »Ich habe euch früher zugehört und kann es wohl verstehen, daß ihr verbittert seid. Aber ihr könnt mir glauben, auch für uns kommen noch bessere Tage. Für jeden einzelnen von euch kommt Arbeit und Brot. Die Dinge werden sich ändern, viel schneller, als mancher zu glauben vermag.«

Der Moser deutet mit seinem Pfeifenröhrl um die Ecke. Der Dicke hatte sich dünn gemacht. »Wia a schlecht's Gewissen!«

»Auch der ist eines von den Dingen, die sich ändern werden«, schmunzelt Hauptmann Klausner.

Da hält der Zug.

»I hab schon nix mehr so leicht geglabt, Herr Hauptmann, aber Eahna will i glabn. Se hand nia was g'sagt, was S' nit g'halten hätten. I han oft z'ruckdenkt auf Eahna. Alls Guate und schean guat Nacht, Herr Hauptmann.« Die Männer erheben sich und verabschieden sich schwerfällig und verlegen ....

Weiter rollt der Zug durch die Winternacht. Im leeren Abteil sitzt allein der Major a. D. Hubert Klausner. Der Arm

schmerzt nicht mehr, das Herz klopft ruhig und froh.

»Der alte Moser«, sagt der Major leise vor sich und sieht Erinnerungen aufsteigen, die, beinahe verblaßt, nun wieder greifbar vor ihm stehen....

Er sieht den kleinen Hubert Klausner mit den Bauernbuben des Tales zur Schule laufen, den Studenten in Villach, Flammenzeichen des Weltkrieges, Schlachtfelder Galiziens, den schwer verwundeten Leutnant Klausner, die italienische Front – den Zusammenbruch und die Freiheitskämpfe, eben da, in diesem Tal, das er nun wieder durchfährt. Tausend kameradschaftliche Bande verbinden ihn mit den Männern dieses Kampfes. Jahre der Pflichterfüllung bei Volkswehr und Bundesheer folgen,.... die Arbeit im NS-Soldatenbund, erste Vorhaltungen ob seiner politischen Einstellung .... bis 1933 die Versetzung in den zeitlichen Ruhestand mit Kürzung der Bezüge kommt....

Als Gauleiter macht er erste Bekanntschaft mit der Gefängniszelle....

Dann führt ihn sein Weg zurück an die Stätte der Jugend.

Fünf Jahre sind seither vergangen, das Haus am See ist ruhender Pol im Getriebe der Zeit geworden. Ein Kraftquell für ungezählte Kampfgefährten. Hausdurchsuchungen folgen in den Jahren erbitterten Widerstandes. An Ratschlägen und Aufforderungen zur Flucht ins Reich fehlt es nicht, aber der Entschluß war zu schwer.... Er blieb, bis eines Tages das System zugriff, seine Ruhebezüge einstellte und ihm monatlich »sechs Schilling« als Dank des Vaterlandes an Invalidenrente zahlte....

Eines Tages geht er unter Anklage des Hochverrates ins

Landesgericht nach Wien ....

Klausner muß lachen, da er sich mit Vollbart, den Ledermantel unter dem Arm gerollt, in die »Intelligenzzelle« des Gefängnisses einmarschieren sieht, in der Tür verhält, sich vorstellt und sich an den überraschten Gesichtern freut. Gleich aber war es an ihm, verwundert zu sein. Generaldirektor Brettschneider, Rechtsanwalt Finchelstein, Weinhändler Isaak Weiß und einer, der sich ganz kurz und einfach Palme nennt, genügen ihrer gesellschaftlichen Pflicht .... Zum Abschluß fällt die Zellentür ins Schloß. »Da kann man nix machen, meine Herren«, hatte er dann lachend gemeint und sich mit Tatsachen abgefunden, die innerhalb der vier Wände nicht zu ändern waren ....

Gar bald waren mit Palme, dem Illegalen, freundschaftliche Bande geknüpft. Nach drei Jahren Kampfzeit fühlte man sich da wohl wie in einer Nervenheilanstalt. Der Bart wuchs prächtig, für Zeitvertreib und Heiterkeit sorgten die drei Hebräer in ausreichendem Maße. Der kleine Advokat rieb sich neidig an dem großen Brettschneider der Phönix oder erzählte die Geschichte des Weinhändlers. Brettschneider war nicht zu erschüttern und meinte lachend: »Woll'n Se mich ins Grab bringen, Finchelstein, und beerben?«

»Ma werd sich hüten, Herr Generaldirektor. Mei Bedarf is gedeckt«, war die Antwort des hämischen Advokaten. Um sich dann gleich an Klausner zu wenden: »Herr Major, kennen Se schon die Geschichte von der Weinzisterne?«

»Gott, härn Se auf, Finchelstein, sich zu unterhalten auf meine Kosten«, protestierte Weiß Isaak. Aber der Anwalt war, wenn er in sein Fahrwasser kam, nicht zu bändigen. Bei einem saurem Lächeln, das sich Isaak Weiß abrang, be-

gann er: »Weiß hat sich gebaut, Herr Major, e Zisterne für viele tausend Liter Wein. Gefüllt hat er sie mit reinstem Hochquellenwasser, in der Nacht, Herr Major, versteht sich.

Dann wurde gemacht über die Zisterne a fester Betondeckel. Darin is gewesen in der Mitte e Loch, wo is hineingekemmt a Rohr. Jetzt müssen Sie aufpassen, Herr Major. Wenn ma hat gepumpt, is gekommen bei diesem Rohr a wunderbarer Gumpoldskirchner. Woher a is gekommen, der Gumpoldskirchner? Also, im Vertrauen gesagt, Herr Major, der Weiß is doch nix a Zauberer von Kanaan, a Gauner is der Weiß, Herr Major! Er hat genehmt a Faß und hats gebunden unter die Betondecke, wo is hineingegangen das Rohr. Nur in dieses Faß hat er gegeben den Gumpoldskirchner, ringsherum is gewesen Wasser, dreißigtausend Liter vom besten Wiener Hochquellenwasser. Kann sein a Kostbarkeit in Palästina oder in der Sahara, aber doch nix in Wien um vier Schilling der Liter. Was soll ich sag'n, do heraus hat er gegeben Kostproben für die Händler, Kostproben für Geldgeber. Geliefert hat er amol nix. Bis auf amol is gekemmt die Polizei, um zu schauen der Sache – heißt der Zisterne – auf den Grund. Na, da hat die Polizei klar gesehen und der Weiß is gekemmt zu uns in die „Intelligenzlerzelle", Herr Major.« Der kleine Anwalt hatte sich in Bosheit die Hände gerieben und Klausner herzlich gelacht.... Er mußte jetzt, in der Erinnerung daran, vergnügt schmunzeln....

Auch diese Zeit ging dahin. Ende Juli 1936, nach vier Monaten, stand er eines Tages frei auf den Straßen Wiens....

Von neuem begann die unterbrochene Arbeit. Wieder saß er im Haus am See, die Fäden liefen, Verbindungen waren hergestellt. Der Kampf war weitergegangen....

Die Welt war nicht arm an Ereignissen. Aber als die Presse aller Länder eines Morgens in grellen Schlagzeilen den Lesern mitteilte, »der Kanzler von Österreich folgt einer Einladung Adolf Hitlers auf den Obersalzberg«, da roch es allenthalben nach Sensation....

Bei diesem Gedanken spürte Klausner noch einmal die ganze Wucht der damaligen Stunden.... Tage darauf war für ihn der Befehl gekommen, sich in Berlin zu melden.... Was lag alles in dieser kurzen Zeitspanne, zwischen Hinfahrt und seiner jetzigen Heimreise? Klopfenden Herzens hatte er die Reichskanzlei betreten.... dann stand er allein vor dem Manne, dem er sein Leben verschrieben hatte. Durch den Raum ging sein Blick, dessen Wände Entstehen und Formung weltbewegender Pläne umschlossen. Klausner vermeinte noch die Hand des Führers zu spüren, da er zu ihm sprach: »Parteigenosse Klausner, ich beauftrage Sie mit der Landesleitung Österreichs. Ihre Beauftragung ist kein Geheimnis, denn ich habe Herrn Schuschnigg davon in Kenntnis gesetzt. Ihre Aufgabe ist schwer. Aber wann immer Sie mich brauchen, steht Ihnen der Weg zu mir offen.«

Er, der Soldat Klausner, hatte nur knappe Worte des Dankes und der Verpflichtung gefunden, während ein Sturm von Gefühlen ihn zu überwältigen drohte....

Der Gauleiter von Kärnten und Landesleiter von Österreich wußte nun, daß die Tage der Not in der Heimat gezählt waren....

Jetzt treibt es ihn heim, in die Ruhe des Sees und in die Abgeschiedenheit der Berge, die ihm beide Kameraden in fünf Kampfjahren geworden sind und ihm ermöglichten, Kraft zu sammeln und abzugeben an die Mitarbeiter und Kampfgefährten ....

Spät Nacht ist es bereits, als er dem Zug entsteigt. Vorerst steht er schnuppernd vor dem Bahnhof, wittert die Luft, die er zum Leben braucht. Dann knirscht der Schnee trocken und hell. Ringsherum ist im blaßen Mondlicht funkelndes Gefrier.

Abseits vom Dorf Unteraichwald steht sein Haus. Da schlägt der Hund an, der seinen Herrn erkennt. Bald rechts, bald links springt das Tier hoch, legt den schmalen Schädel an den waidwundgeschossenen Arm und findet erst Ruhe, da es des Herrn Hand im Fell spürt. Im Haus erwartet ihn die Kameradin seines Lebens. Jetzt wird er seine liebe, alte Joppe anziehen und sagen: »Heli, geh', koch einen Sterz, damit ich auch ganz gewiß weiß, daß ich wieder daheim bin ....«

Die wohlige Wärme des Zuhauseseins umfängt ihn, die Spannung fällt ab und gibt der Müdigkeit der anstrengenden Reise Raum ...

Das kleine Haus am See ist eingehüllt in den weißen Betten der Landschaft. Am See spielen silberne Mondlichtflecken. Eisig und klar ist die Nacht und lautlos still ....

Tiefster Friede ist ausgebreitet. Nichts läßt noch ahnen, daß der erste Minister der neuen, kommenden Ostmark heimgekehrt ist. Der Mann, mit dessen Namen die Befreiung der Heimat für alle Zeit verbunden bleiben wird.

Im Umbruch – Kaffee Potsdamerplatz – Abschied der Legionäre von Berlin – Die Legion ruft ihre Männer – Wieder im Lager

Die Rede Schuschniggs, seine Worte: »Manda, 's isch Zeit!« gehören bereits seit fünf Minuten der Geschichte an.... Der Lautsprecher im ersten Stock des Kaffeehauses am Potsdamerplatz in Berlin schweigt erschrocken. Die Menschen sehen sich fassungslos an.

Abgerissen und langsam kommen die Gespräche wieder in Fluß....

In der großen Ecknische, dem sogenannten Emigrantenwinkel des Raumes, ist die Stimmung auf Null Grad gesunken.... Hier treffen sich seit vier Jahren täglich die Kameraden der Legion, die in Berlin Arbeit gefunden haben. Hier haben sie frohe und ernste Stunden verbracht....

Heute ist Hochbetrieb, sollte doch der österreichische Bundeskanzler eine Erklärung zu seinem Besuch am Obersalzberg vor der österreichischen Öffentlichkeit abgeben. Nun müßte alles irgendwie zum guten Ende gebracht werden und die Stunde der Heimkehr kommen....

Entgegen aller Erwartungen hatte man aber eine Rede gehört, die offene Kampfansage an das Reich war.

In der Ecke ist eine erregte Debatte im Gange. Am kleinen Nebentisch sitzt Lindner allein, den Kopf in die Hände gestützt, während am dritten Tisch die Menschen stumm vor sich hin starren....

»Das ist doch Wahnsinn!« meint einer, um nur irgend

etwas zu der von Schuschnigg angekündigten Volksabstimmung zu sagen.

»Unfaßbar ist die ganze Rede. Man könnte glauben, einen Irrsinnigen vor sich zu haben«, sagt nachdenklich Muck.

Auf diese Worte folgt ein Schweigen, das drückend auf allen lastet....

»Na, was sagt Ihr nu? Feine Sache, wat?« ruft in diesem Augenblick der stummen Schar ihr Lieblingskellner »Pepi« zu.

»Mensch, halt bloß die Fressel« mault Spengler in dem austroberlinerisch, das sie alle bereits einigermaßen beherrschen.

»Ach, gib man nich so an, Oddo«, lacht der Pepi begütigend, »ik bin doch mit euch och en Österreicha jeworden. Ik kann dazu nur sachen, det jibt es uff der janzen Welt nich! Vastehste? Mensch, da marschiern wa doch!«

Schmettert die Sätze mit seinem zeitlosen Grienen in die Ecke und macht händereibend kehrt....

»Die Idee ist gar nicht so schlecht«, meint der Grazer Gustl und dabei zieht über sein Gesicht der schüchterne Versuch eines Lächelns. Und dieses Lächeln wird zu einem winzig kleinen Hoffnungsstrahl, der von Gesicht zu Gesicht huscht. Weiter zuckt er um Augen und Mundwinkel. Sie würden es so furchtbar gerne glauben, diese hartgesottenen Legionäre, für die seit Jahren jeder Strohhalm einer Hoffnung auf Heimkehr zum ausgewachsenen Rettungsbalken wurde....

»Vielleicht marschieren die Unseren daheim wirklich schon«, wagt Maria Kenitz vorsichtig, aber doch vernehmbar zu bemerken.

»Was heißt da vielleicht? Jetzt hat's gebumst! Das war der

Startschuß, das sag' ich euch!« ruft laut der Spengler und damit ist's ihm, als ob er eine zentnerschwere Last von sich gewälzt hätte ....

»Einzige Lösung«, bestätigt mit dem sachlichen Ton des Juristen Dr. Berglinger.

»Und wir?« Diese Frage hat vom Nebentisch Lindner unter sie gerufen. Sie wirkt gleich einer Bombe ....

»Und wir?« Die zwei Worte bohren sich in die Köpfe. Daß die Entscheidung da ist, wird allen klar.

Aber was wird mit uns? Wird man uns holen? Was macht die Legion? Wie kommen wir am schnellsten in die Heimat? Sollen wir abseits stehen müssen, während das Schicksal der Heimat entschieden wird? ....

Vier Jahre haben wir auf diesen Augenblick gewartet .... vier Jahre diese Stunde herbeigesehnt .... Vier Jahre gelitten an Heimweh, das keiner ermessen kann, der diese Zeit nicht miterlebte ....

Während dieser Kreis von Legionären noch bis in die späte Nacht plant und redet, hat sich Lindner lautlos auf den Heimweg gemacht ....

Nachdenklich und langsam steigt er die Treppen hinab zum Ausgang und bleibt dann versonnen am Potsdamerplatz stehen .... Vor ihm liegt das seit Jahren liebgewonnene Bild. Die Leipzigerstraße mit ihren tausend weißen, roten und blauen Lichtern der Reklamen, mit dem geisterhaft gleitenden Strom ungezählter blinkender Autos. Rechts das Haus Vaterland mit dem spielenden Lichterbogen am Kuppeldach und die Saarlandstraße mit dem Europahaus und den vielen leuchtenden Schriften ....

»Berlin will mir das Scheiden schwer machen«, überlegt er lächelnd. Es ist ein gutes, ein dankbares Lächeln. Wieviel Schönes hat sie ihnen doch gegeben, diese große Stadt?

Vieles aus diesen vier Jahren tritt an Lindner heran. Willenlos führt ihn eine unsichtbare Hand den Weg, den sie in des Alltags Hast oft und oft gegangen sind.... Nun geht einer allein, für alle Kameraden den Weg noch einmal, mit heißen, weiten Augen....

Vor ihm liegt die unermüdlich schaffende Metropole des Reiches....

Ecke Voß- und Hermann-Göring-Straße leuchten Scheinwerfer, schweben Krane mit gewaltigen Felsblöcken und stellen diese sachte, wie Würfel eines Kinderbaukastens, auf die ragenden Wände der neuerstehenden Reichskanzlei.... Unter dem Bretterboden des Potsdamerplatzes und der Hermann-Göring-Straße arbeiten tausend Hände und Maschinen Tag und Nacht....

S-Bahn, U-Bahn, Straßen und riesige Bauten, sie alle geben Zeugnis von ungeahntem schöpferischen Willen.

In Licht und Schatten der Scheinwerfer ragen die riesigen Stahlgerüste der Kanzlei des Führers wie Gespenster in den nächtlichen Himmel....

Lange verweilt dann Lindner unter den Fenstern der alten Reichskanzlei am Wilhelmsplatz....

Unter dem historischen Balkon des Baues ziehen die Jahre wie eine Vision vorbei....

Gedrängte Menschenmassen mit leuchtenden Augen, jubelnd und grüßend....

Im ersten Stockwerk der Mann, der ihnen dieses Erleben schenkte....

Die Zeit stürmt atemberaubend dahin....

Heimkehr der Saar.... 30. Januar 35–36.... Wehrfreiheit.... Rheinlandbesetzung.... Olympiade.... Mussolinibesuch.... immer gewaltiger das Erleben, unvorstellbar eine Steigerung.... Lindner fühlt die Menschen um sich und hört ihren Herzschlag....

Hier haben sich die Freundesbande geknüpft, hier lernten sie die verlästerten Berliner kennen.....

Sind eben Berliner mit Schwächen und Stärken, wie sie andere Menschen in Wien, München, Hamburg und Breslau auch haben.....

Aber ihr Herz sitzt am rechten Fleck, wenn es auch der Fremde nicht so schnell wie anderswo entdeckt....

Da Lindner dies in der stillen Nachtstunde im Geiste noch einmal erlebt, steigt in ihm ein warmes Gefühl auf.... Sinnend schreitet er am Auswärtigen Amt vorbei, die Wilhelmstraße entlang den Linden zu.

Wie war es doch damals in den ersten Wochen ihres Berliner Aufenthaltes? »Nicht ganz leicht«, überlegt er schmunzelnd. Vorurteile gabs auf beiden Seiten. Überbleibsel aus einer versunkenen Zeit....

Als der Österreicher morgens pünktlich auf der Dienststelle war und spät nachts noch immer an der Arbeit saß, gab es ungläubige Kulleraugen und argwöhnische Gesichter.... Und wahrhaftig Deutsch konnte er auch, der Bruder!

Mit der Zeit kam nach diesem gegenseitigen Beschnuppern die erste Molle nach Büroschluß.... dann kamen »Mollen« und »Körner«....

Manch gute Kameradschaft wurde gesucht und gefunden. Und Lindner lacht bei diesen Erinnerungen heimlich vor sich hin. »Denn gerade wir Kärntner hatten doch so viel übrig für das gesunde fridrizianische Preußentum und ihr Berliner habt Spaß gehabt an unserem frohen, ungezwungenen Wesen!« ....

Nicht zuletzt die Berlinerinnen ....

»Hätt nicht gedacht, daß mir der Abend noch eine so gute Stunde bescheren würde«, überlegt er.

Unter den Linden ist noch reges Leben .... Das Siegestor ist angestrahlt. Hellgrün schimmert die Patina der aufgebäumten Pferdeleiber. Die breite Prachtstraße liegt in mattem Zauberlicht ....

Beim Kranzler pulst das Leben der Großstadt aus der engen Friedrichstraße, gleich einer Flußmündung ....

Der Menschenstrom trägt Lindner hinunter zur Leipzigerstraße ....

Wie Gemäuer hellenischen Bauwerks erhebt sich im blassen Mondlicht das Luftfahrtministerium. Ein Koloß, in einem Jahr aus dem Boden geschossen, als Zeuge stahlharten Willens. In klarer, strenger Linienführung und doch aufgegliedert und gelockert. Die Portale in der Wilhelmstraße eine Vereinigung antiker Schönheit und moderner Sachlichkeit ....

»Wer mit offenen Augen und weitem Herzen, ohne Vorurteile und Scheuklappen, sucht, der findet«, sagt sich Lindner. In diesem Augenblick wird ihm auch Gewißheit, daß aus diesem gegenseitigen Kennenlernen und Verstehen erst

die große deutsche Volksgemeinschaft erwachsen wird. Vertieft in den Anblick des Baues, sieht sein geistiges Auge die Geschwader der jungen deutschen Luftwaffe....

Sieht Panzertruppe.... Infanterie.... Artillerie vor dem Führer in der Charlottenburgerallee. Und Lindner sieht die scheelen, neiderfüllten und hämischen Blicke gewisser Militärattaches auf den Tribünen....

Sollten Haß und Neid den stürmenden Aufbau des Reiches unterbrechen wollen?....

»Wohin mit deinen Gedanken«, ermahnt er sich selbst und geht dann weiter, dem Anhalterbahnhof zu, nach Hause.... Die Möckernstraße hinab und steht vor seinem Hause am Tempelhoferufer.

Im Landwehrkanal spiegeln sich die Lichter der U-Bahnstation Möckernbrücke.... dann rauscht ein Zug auf seiner stählernen Fahrbahn hoch oben vorbei.... überbrückt den Kanal und entschwindet in Stockwerkhöhe im Häuserblock. Von den Geleisen des Anhalterbahnhofs schimmern die Lichter. Nächtliche Ruhe ist über diesem Teil Berlins....

Schwer fällt das Tor hinter Lindner ins Schloß.

Lindner ist mit sich zufrieden. Der abendliche Weg durch Berlin war ein glückhaftes Geschenk der Stunde.

Die nächsten Tage vergehen in nervenpeinigender Ungewißheit. Bald sind es vier Jahre, da Lindner aus der Heimat fliehen mußte....

Und wieder ist ein Tag um.

Gegen Morgen weckt ihn stürmendes Läuten .... Ein Telegramm!

Sturmführer Gustav Lindner
Sie melden sich am 13. 3. 38 Lager Bocholt.
Telegramm gilt als Fahrtausweis.

HWNW.

Der alte Landsknecht Lindner steht ratlos, fassungslos ....

Das also ist das Signal zum Aufbruch in die Heimat!

Einundeinhalbtausend Tage und Nächte habe ich auf diesen Ruf gewartet .... Oft verzweifelt und zerquält .... aber immer glaubend und hoffend ....

Bald gibt es wieder das wirkliche zu Hause! Die Heimat! Die Kameraden! Österreich ist erwacht. Unser alter Kampfruf ist Wirklichkeit geworden .... Gott sei Dank! Führer, ich danke dir!

Er reibt sich die noch ungläubigen Augen .... packt das Papier fest mit beiden Händen und liest, liest immer wieder die kurzen Sätze, die so unendlich viel sagen ....

Wer weiß denn um dieses Glücksgefühl? Wer weiß denn, wie ich um die Heimat gelitten! Wie ich diesen Boden liebe, den ich so lange entbehren mußte .... Es ist zum Heulen! Darf denn so ein alter Soldat nicht einmal vor Glück heulen?

Der Kampf war schwer und schön .... und nun ist alles gut, alles zu einem glücklichen Ende gekommen ....

Weiter fliegen seine Gedanken .... hin zu den Kameraden, die in den Julitagen 1934 für dieses Glück ihr Leben gaben .... zu den Tausenden Männern und Frauen, die die Fahne weiter trugen durch all diese Jahre von Not und Kampf .... zu denen, die mit geballten Fäusten hinter Gittern saßen,

Monate, Jahre.... alle glaubend, vertrauend und kämpfend.... Nur jetzt und auch in Zukunft nicht abwägen und schätzen, wo mehr Verdienst!

Nichts könnte den Opfertod der Hunderte mehr schänden und verhöhnen, als solch ein Streit!....

Lindner ist zutiefst aufgewühlt. Diese Stunde bringt das Leben nur einmal.... die Gedanken gleiten weit zurück.... Einmal, da kamen wir nach vier Jahren Krieg zurück in die Heimat.... Vier Jahre erfüllte Pflicht auf dem Posten, den uns die Heimat angewiesen hatte, eine Leistung, die Selbstverständlichkeit war.... dafür wurde uns Hohn und Lästerung.... Aber wir fanden uns selbst, blieben uns treu und stellten uns erneut zum Kampf....

Unsere Losung hieß immer wieder Kampf!

Auch diese letzten vier Jahre waren Kampf um Österreich .... nur kleine Geister, die selbst den Kampf mit der Waffe nicht kennen, werden nie den geistigen Kampf erfassen, den wir führten....

Auch dieser Kampf mußte gekämpft werden und er war nicht immer leicht....

Indes graut der Morgen zum Fenster herein, tastet leise nach Lindner, der sinnend sitzt und denkt, was seit Jahren ihn erfüllt.... an die Heimat....

Zu gleicher Stunde fliegen tausende dieser Telegramme nach Hamburg, Königsberg, nach Breslau und Köln und München.... tausend und abertausend....

Die Legion ruft ihre Männer!

»Es marschieren Legionäre!« Ungezählte Male gesungen, erträumt und im Geiste gestaltet .... Über Nacht wurde es Wirklichkeit ....

»Nach Österreich marschieren wir,
Für Adolf Hitler kämpfen wir,
Die schwarze Front, schlagt sie entzwei,
Legion marschiert, Achtung! Die Straße frei! ....«

Tausend singen, summen oder brüllen jetzt dieses Lied beim Kofferpacken, beim Anziehen der alten Uniform und beim Abschiednehmen. Jetzt noch schnell Abmelden bei den Dienststellen. Alles hingeworfen! Was heißt da Lebensstellung, was gelten da noch beachtliche Einkommen?

»Nach Österreich marschieren wir ....!«

Nun werden sie sich wiedersehen, Hände schütteln und sich begrüßen, die alten Kameraden, die alten Legionäre. In alle Winde waren sie zerstreut, ein Ruf bringt sie im Nu zusammen und schweißt sie zu einem Block ....

Lindner kramt und packt und vor ihm ersteht das jahrelang erträumte Bild:

Braune Kolonnen mit blutroter Fahne auf dem Marsch in die Heimat ....

Abschied im Büro, lärmende Fröhlichkeit, die beiderseits heimliche Wehmut verdecken soll .... Viel feste Händedrucke, gute, aufrichtige Wünsche, manch Versprechen ....

Auf Wiedersehen! ....

In den Straßen freut sich Berlin mit den Legionären, die Menschen grüßen und lachen. Den Bahnhof Friedrichstraße beherrscht die Legionärsuniform ....

Laut geht es her, wenn Legionäre sich nach Jahren wieder=

sehen und begrüßen .... Legionäre in Wehrmachtsuniform .... Legionäre in Zivil .... zwei junge Fliegerleutnants, aber alte Legionäre, und sehr viel Berliner beiderlei Geschlechts .... Kaum je zuvor hatte Österreich in Berlin einen so guten Klang, wie heute ....

Lindner hat sein Gepäck verstaut und steht nun mit Spengler am Bahnsteig. Sie trinken ihre letzte Berliner Molle beim Kiosk ....

»Einsteigen!« rufen die Schaffner durch das Stimmengewirr. »Wiedersehen! Heil Österreich! Heil Berlin! Heil Hitler! Leb wohl, Berlin!«

Noch ein Wermutstropfen, dann klingt das Lied auf, springt von Abteil zu Abteil ....

»Nach Österreich marschieren wir! ....«

Die Lichter von Berlin liegen weit zurück. In jagender Hast eilt der Zug durch das flache Land in die Nacht der Wende und des Aufbruchs.

An Stätten, die keine Ruhe kennen, tragen die wirbelnder Räder den Zug. Stunde um Stunde schwingen die Wagen über die Schienen. Zug um Zug rauscht am Nebengleise geisterhaft in die Nacht. Glühende Lohe grüßt flammend durch das Dunkel. Deutschland lebt und arbeitet.

Der Zug hält und braust wieder weiter, donnert über ungesehene Brücken, schleudert über Weichen, zieht in weitem Bogen vorbei an grünen und roten Lichtern.

Die Menschen im Zuge umfängt mit halben Sinnen die rauschende Symphonie der Nachtfahrt .... Schlafend oder lesend fahren sie ihren verschiedenen Zielen entgegen, nur in den Wagen der Legionäre herrscht Wachheit und Leben. Nie zuvor klang aus einer wilden Fahrt des Zuges so hell das Lied von Kampf und Sieg. Schon zeichnet sich im Osten

der Morgen in feinen Strichen ab, während im Westen noch der graue Dunst der Nacht liegt, und unermüdlich ist das Erinnern an Jahre, die nun hinter ihnen liegen. Immer wieder beginnen ihre Reden: »Erinnerst du dich ....« »Weißt du noch, damals? ....«

In wache Augen fallen die ersten Sonnenstrahlen. Eine Weile noch, dann rollen die Räder langsam aus, erschöpft seufzt die Maschine, Bremsen schreien und streuen Sternbündel von Funken über den Stahl der Schienen.

Bocholt, die Lagerstadt der Legion an der holländischen Grenze, ist erreicht.

Bahnhof und Stadt beherrscht die Uniform. Nach Jahren finden sich zweitausend Kameraden zum letzten, gemeinsamen Marsch ....

Außerhalb der Stadt liegt das Lager. Flacher Holzbau umschließt das weite Viereck des Lagerhofes. Bald werden die Einberufenen wieder begriffen haben, wozu der Mensch Knochen im Leibe hat.

Im harten Zugriff wird der Drill Marke »Lechfeld« den »Reserveonkels« ins Gedächtnis zurückgerufen. Knurrend und prüfend gehen die Ausbildner der Lagerstammschaft die ausgerichteten Reihen entlang. Manch bekanntes Auge zwinkert dem Kameraden zu, der diese stumme Mauer von Entschlossenheit abschreitet. Schulter an Schulter stehen sie wie in den ersten Wochen. Jeder einzelne voll Leben und Disziplin, alte Frontsoldaten und junge Kerle, eine verschworene Einheit ....

Die Legion des Führers steht bereit. Sie harrt in derselben Treue und Einsatzbereitschaft wie die Jahre bisher, Tag um Tag des Marschbefehles. Ungeduldig die Jungen, schweren Herzens die Alten. Alle aber wissen sie – der Ruf des Führers kommt, wenn die rechte Stunde schlägt....

Heimkehr der Legion – Abschied – Dank der Heimat – Rückschau und Ausblick

Ein heller Frühlingsmorgen 1938. Endlose Kolonnen brauner Dieselwagen nähern sich vom Westen her der Stadt Salzburg.

Die motorisierten Einheiten der Legion sind es, die nach Jahren ihr Ziel – die Heimat – erreicht haben. Männer mit braunen, verstaubten Gesichtern, blanken Augen und wildklopfenden Herzen stehen plötzlich der Stunde gegenüber, auf die sie jahrelang gewartet haben. Ihre Hände umschließen ein unaussprechliches Glück. Die Herzen verhalten den Schlag in einem Augenblick, in dem Worte zu eng und klein sind ....

»Gefallene Grenzen«, denkt Lindner, als sie am Grenzpfahl vorbeifahren, der unbeachtet, als sei er nie Wirklichkeit gewesen, im Straßengraben liegt, und sieht Spengler, der neben ihm sitzt, wortlos in die Augen.

Dann säumen die ersten Menschen die Straße .... bald sind es Hundert, Tausend und Tausende ....

Langsam löst sich die erdrückende Größe des Augenblickes mit der Freude vom Herzen und wird Jubel und tobende Begeisterung ....

»Der Tag ist allein die vier Jahre wert«, flüstert Spengler, als die Wagen nach stundenlanger Triumphfahrt sich Wien nähern. Die Kehlen versagen .... Die Stimme verloren sie längst im Jubelgeschrei und Singen ....

Nach dem Einmarsch der Wehrmacht erfährt die Begeisterung der Bevölkerung noch einmal eine kaum vorstellbare

Steigerung .... Mit grenzenloser Freude empfängt die befreite Ostmark ihre Legion. Tausende Hände grüßen, winken .... Blumen bedecken die Wagen .... ein wogendes Fahnenmeer hüllt die Gebäude ....

»Jetzt flattern Hitlerfahnen über allen Dächern«, krächzt der Lange und es wird ihm sonderlich ums Herz.

»Nun ist sie endgültig aus, die Kampfzeit«, stellt er wehmütig fest und Lindner nickt: »Fast möchte man darum trauern.«

Auseinandergehen werden die alten Legionäre .... nicht mehr in den Lagern hausen .... nicht mehr aneinandergeschmiedet sein durch ein gemeinsames Schicksal .... nicht mehr meutern über den Kaffee oder den Dienst .... nicht mehr fluchen über das System in der Heimat .... nicht mehr gemeinsam lachen und singen ....

Daheim wird es keine heimlichen Sturmappelle mehr geben .... Die Kameraden werden nicht mehr so eng Schulter an Schulter stehen, allen Gefahren und Drohungen zum Trotz .... man wird nicht mehr so ganz genau unterscheiden können, wer wirklich zu ihnen gehört oder nur so tut »als ob« ....

Da ist doch mancher von den Legionskameraden, mit dem man Tag für Tag beisammen war .... Sorgen und Freude teilte .... auch einmal stritt und öfters soff und Ärger hatte .... und doch ist jeder einzelne von ihnen ein gutes Stück des eigenen Ichs geworden ....

Dem Langen schießt es heiß in die Augen, trotz all der Freude und all dem Jubel ringsumher ....

So nehmen er und Lindner und alle die Kameraden Abschied von der harten und doch so vertrauten Kampfzeit .... Zu Ende ist der Weg .... der Marsch hat sein Ziel erreicht.

»Langer, werde nicht trübsinnig!« sagt Lindner ernst, »das ist jetzt alles vorbei. Zurück bleibt uns eine durch nichts zu zerstörende Verbundenheit und die Erinnerung an den Kampf um die Heimat. Vor uns aber liegt Arbeit und die Pflicht zur Bewährung in den Gefahren, die auch der Sieg in sich birgt ....«

Am 2. April ist Tag der Legion. Braune Kolonnen umrahmen den Heldenplatz. Von der alten Kaiserburg leuchtet aus dem Rot der Fahnen das goldene Hoheitszeichen. Strahlender blauer Himmel wölbt sich über dem neu erwachten Wien.

»Standarten und Fahnen hoch!«

Der Stabschef begrüßt die Legion ....

Anschließend verliest Gauleiter Bürckel die Botschaft des Führers:

»Männer der österreichischen Legion!

Nach einem schweren, aber durch die Umstände bedingten aussichtslosen Kampf seid ihr einst über die deutsche Grenze gekommen, um hier nach meiner Anordnung eine Lehrtruppe der zukünftigen SA Österreichs zu bilden. Trotz größter Sehnsucht nach eurer Heimat habt ihr meinen Befehl jahrelang treu befolgt. Nun ist die Stunde der Befreiung und damit der Rückkehr gekommen. Ihr werdet euer Wissen und Können von jetzt an in den Dienst der Wiederaufrichtung der österreichischen SA stellen. Den Erfolg dieser Arbeit will ich zum erstenmal am Parteitag in Nürnberg überprüfen. Ich weiß schon jetzt: Ihr werdet Vorbild sein im Gehorsam, Disziplin und Hingabe im Dienst der nationalsozialistischen Partei und damit Großdeutschlands. Ihr werdet vor allem aber einen unlösbaren Bund bilden mit jenen

Tausenden braver SA=Männer, die nicht das Glück hatten, in diesen Jahren ihrer Gesinnung offen Ausdruck geben zu können, die aber trotz Verfolgung und Terror der Bewegung in Treue ergeben geblieben waren.

Ich spreche damit euch und allen anderen österreichischen SA=Männern meinen Dank aus. Von jetzt an sollt ihr wieder sein: Deutsche SA der nationalsozialistischen Partei.

Adolf Hitler.«

Bewegt haben die Männer die Botschaft ihrers Führers vernommen.

Ernst und entschlossen stehen die Reihen....

Dann marschieren noch einmal die Legionäre auf der Prachtstraße Wiens....

Die Tribünen sind voll besetzt. Führende Männer der Partei, des Staates und der Wehrmacht erleben diesen letzten Vorbeimarsch der Legionäre vor ihrem Obergruppenführer Reschny....

Es ist ein stolzes Bild, das selbst den schärfsten Kritikern Achtung abfordert. Der alte Legionsgeist zieht zum letzten Male die Marschierenden in seinen Bann....

Von der Tribüne mustern Hunderte von scharfen Augenpaaren mit militärischer Strenge. Dann nickt ein alter Herr in Generalsuniform und über sein Gesicht geht ein feines Lächeln. »Wunderbarstes Soldatentum!« sagt er leise vor sich hin....

Am Ring entschwindet der letzte Marschblock.... Die Fahnen von den Gebäuden wehen den Abschiedsgruß.... Dann tritt die Legion nach treuer Pflichterfüllung aus dem Rampenlicht des Zeitgeschehens....

Lindner hat zum letztenmal seinen Sturm geführt, er dankt

seinen Männern und entläßt sie mit Handschlag. Der Spengler stand noch einmal im Stabe des Obergruppenführers und mit ihm die vielen, die dem Führer der Legion bis zur letzten Stunde unwandelbare Treue gehalten hatten.

Weit hinter all den Menschen, die die Straße säumten, ganz hinten aber stand der Muck, allein mit Freude und Sorgen. Wozu auch drängen? Der Kampf war zu Ende. Neue Pflichten liegen vor ihnen .... Und der Muck grübelt und hat wieder seine schweren Gedanken ....

»Werden die in der Heimat kämpften und die Heimkehrer sich finden zur gemeinsamen Arbeit? Werden sie im Gedenken der Toten aus diesem Kampf alles überbrücken, das sich störend zwischen sie schieben könnte? Werden die Hunderttausende, die die Ketten zerbrachen, sich nun bewähren im Geist der alten Kameradschaft? .... Bewähren in den Gefahren des Sieges?«

Da wehrt der Muck, der alte Soldat seines Führers, die Gedanken ab, denn er weiß: Die Heimat wird, was immer auch kommen mag, sich ihres größten Sohnes würdig erweisen ....

So versinkt auch dieser Tag, der Freudentaumel verebbt und den Menschen der Ostmark schenkt sich ein ruhiges, starkes Glücksgefühl.

Muck aber zieht es heim ins Kärntnerland .... Verzehrende Sehnsucht ist die Fahrt nach den Bergen, die dieses Land bewachen ....

Damit hatte sich ein Ring geschlossen ....

1914 begann der Weg .... 1918 schien er in einem Abgrund zu enden .... aus tiefster volklicher Erniedrigung

aber kam, nach einem Kampf, der lang und hart war, die Wiedergeburt: Ein Volk .... Ein Reich .... Ein Führer ....!

In diesen Jahren bitterster Not ihres Volkes fanden sich der Muck, Lindner, Spengler, Turner, König, Maria Kenitz und, als Bester unter ihnen, ihr Gauleiter Klausner .... Aus hartem Kampf ward die für alle Zeit verbindende Gemeinschaft dieser Menschen in Kärnten ....

Aus gleichem Kampf und gleichem Erleben fanden sich in allen Gauen der Ostmark viele Tausende ....

Der unbeirrbare Glaube an den Führer gab ihnen die Kraft .... Der Wille zum Sieg zerbrach die Fessel des Schandsystems .... Adolf Hitler allein fühlte die Tiefe dieses Glaubens und führte seine Heimat heim ins große deutsche Vaterland ....

Die Legion ist nicht mehr. Allein ihr Geist lebt und verbindet .... zu jeder Stunde bereit, wenn Deutschland ruft. Wo immer für Deutschland gekämpft wird, werden Legionäre in vorderster Front stehen ....

Die Millionen Herzen der deutschen Ostmark aber legen Dank, Glücksgefühl und zeitlose Verpflichtung in die Worte: Wir danken unserem Führer ....!

Auf den steinernen Höhen ist es still.

Firniger Schnee hängt in den Felsen, die in den blauen Himmel ragen. Der Bergwind rauscht durch die Wipfel der weitästigen, hellgrünen Lärchen, spielt um die ersten Blumen und dunkles Moos. Von Blut und Brand und heiliger Not, von gläubigem Hoffen, Kampf und Sieg raunt der Wind ....

Im Bergsattel am steilen Rand der Karawankenfelsen steht

der Muck, der Heimkehrer. Einer von Tausenden .... Gedankenschwer und weit offen überschauen seine Augen das Land zu seinen Füßen. Seit er zum letzten Mal hier stand, sind Jahre vergangen, sind Grenzen verweht und die Heimat war Gau des Großdeutschen Reiches geworden.

»Das alles ist jetzt Deutschland.« Leise und mit einem fast ungläubigen Lächeln spricht er die Worte vor sich. Breitet die Arme aus und dehnt und reckt sich, als wollte er umfassen, was an Tälern, Bergen, Seen und Feldern vor ihm liegt.

Im grellen Scheinwerferlicht des politischen Geschehens liegt die Heimat. Über Nacht fast ist der einzelne in des Volkes Schicksal und Gemeinschaft gestellt worden. Der größte Teil freudigen Herzens, ein kleiner Rest widerstrebend und feindlich ablehnend.

Die Umwälzung der Dinge und der Umbruch der Geister aber zwingen selbst den Tagfernsten, Stellung zu nehmen und sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen.

Jeder wird den Sinn des Geschehens nach seiner Art zu ergründen versuchen.

Ein einziger nur erahnt mit zukunftssicherem Blick das Ungetane, das Entscheidende:

Die Vollendung des Reiches und der Nation.

2 Bücher einer deutschen Frau:

Die bekannte Wiener Malerin und Schriftstellerin
Baronin Helene Krauß
schenkte uns zwei Bücher, »mit dem Herzen geschrieben«, in einer Ausstattung, die sie zur Zierde jedes Hauses machen:

Des Führers Jugendstätten

Halbleinen RM 2,50

enthält nebst dem Text 12 ein- und 4 mehrfarbige Bilder. Die Verfasserin hat zum Teil noch in der Kampfzeit alle Orte aufgesucht, in denen unser Führer die Jugend verbrachte, und es gelang ihr auch noch, einzelne Menschen ausfindig zu machen, die sich an die Jugendjahre des Führers erinnerten.

Wir danken unserm Führer

Gebunden RM 2,-

gibt in inniger Form die Ereignisse wieder, die sich um die Persönlichkeit des Führers ranken, aus der Kampfzeit sowohl – wo es der Verfasserin glückte, »ins Reich« zu kommen – als auch beim ersten Aufenthalt Adolf Hitlers in Wien nach der Heimkehr der Ostmark.

Verlag Karl Kühne, Wien-Leipzig

2 Bücher für den gottgläubigen Deutschen von

Dr. Karl Leopold Schubert

Warum gottgläubig?

Eine Entscheidung an der Wende der deutschen Zeit.

Gebunden RM 3,–

Ein Werturteil über das Werk:

»So ist das Buch gerade für den Schwankenden und an seiner christlichen Lehre Zweifelnden ein Wegweiser zum deutschen Gottglauben, wie er einleuchtender und zwingender nicht gedacht werden kann. Man drücke es allen seinen Bekannten in die Hände, und es wird seine Aufgabe erfüllen: dem deutschen Volke zu seiner politischen nun auch noch die weltanschauliche Einheit erringen zu helfen.«

Nordische Zeitung, Verden-Aller.

Wegweiser für gottgläubige Eltern und Erzieher

Gebunden RM 5,–

Ein Werturteil über das Werk:

»... Schubert stellt in drei Stufen (für das Kleinkind, für Jungens und Mädels, für die reifere Jugend) Märchen, Sage und Mythus in ausgewählten Schulbeispielen dar. Vorangestellte oder nachfolgende Erläuterungen klären den Sinn und den erzieherischen Grundgedanken. Es ist im besten Sinne des Wortes ein Lehrbuch. Nicht für einen besonderen Ausbildungsweg zugeschnitten und ohne allerlei Voraussetzungen, die es für den Allgemeingebrauch untauglich machen könnten: in der Hausbücherei der Familie wird es genau so selbstverständlich seinen Platz erringen wie in der Ausbildungsbücherei des jungen Lehrerstudenten und der Ortsgruppen- und Kreisbücherei der NSDAP. Geschrieben ist es für den Erwachsenen, der eine Erziehungsaufgabe hat, nicht für das Kind. Alles in allem: Kamerad Schubert, unsern Dank und Glückwunsch, Sie haben eine schöne und nötige Arbeit geleistet.«

Dr. Hans Leistritz (Hauptschulungsamt) in »Gesetzgebung und Literatur«, Februar 1941.

Verlag Karl Kühne, Wien-Leipzig